



einfach **Cellitinnen**

Das Magazin der Stiftung





Jahresbericht erstmals digital

Was ist die Stiftung der Cellitinnen? Wer gehört alles dazu? Und was macht sie aus?

Antworten auf diese und weitere Fragen gibt der neue Jahresbericht, der jetzt live ist unter **www.stiftung-der-cellitinnen.de**

Der Jahresbericht 2025 enthält Karten zu Standorten, Übersichten über die Highlights 2025, Tabellen zu wichtigen Kennzahlen und dem Umsatz des Unternehmens. Ein Interview mit dem Vorstand rundet den Lagebericht ab.

Die Website **www.stiftung-der-cellitinnen.de** war vor der Zusammenführung des Stiftung der Cellitinnen e. V. und der Stiftung der Cellitinnen z. hl. Maria (2023) bis Juli 2026 vor allem Verteilerseite zu allen Websites. Nach der Umstrukturierung der Internetseiten steht die Domain nun für den Jahresbericht zur Verfügung.

Der digitale Jahresbericht ist ab sofort online verfügbar unter: **www.stiftung-der-cellitinnen.de**



Willkommen!

Wer heilt, wer pflegt, wer führt? Auf diese Fragen schienen die Antworten früher eindeutig. Ärzte waren überwiegend Männer, insbesondere in den chirurgischen Fächern. Fürsorge und Empathie galten dagegen als typisch weibliche Eigenschaften, entsprechend war die Pflege lange Zeit fest in Frauenhand.

Seit einigen Jahrzehnten erleben wir einen Wandel. Bemerkenswert ist längst nicht mehr, dass Frauen Ärztinnen werden, sondern dass sie selbstverständlich Führungsverantwortung übernehmen und Fachgebiete wie die Chirurgie prägen. Gleichzeitig entscheiden sich immer mehr Männer für Berufe in der Pflege oder der Sozial-Kulturellen-Betreuung. 2024 waren immerhin bereits 27,2 Prozent der Pflegeauszubildenden männlich. Dahinter stehen ein verändertes Rollenverständnis ebenso wie die gestiegene Attraktivität des Pflegeberufs durch bessere Ausbildungs- und Vergütungsbedingungen.

Auch in unserem Verbund ist diese Entwicklung spürbar. Frauen behaupten sich erfolgreich als Chefärztinnen, Männer begleiten Patienten und Bewohner mit großem Engagement in der Pflege, einige sogar in der Geburtshilfe. Und die Sozial-Kulturelle-Betreuung ist längst nicht mehr nur weiblich besetzt. Gemeinsam zeigen sie, dass nicht das Geschlecht oder traditionelle Rollenbilder entscheidend sind, sondern Kompetenz, Persönlichkeit und die Bereitschaft, sich für Menschen einzusetzen.

In dieser Ausgabe erzählen wir von Kollegen, die gewohnte Erwartungen hinter sich gelassen haben. Sie stehen für einen Wandel, der unsere Einrichtungen längst erreicht hat, wenn er auch noch nicht vollendet ist, weder bei uns noch in der Gesellschaft. Die Bilder von Frauen und Männern im Beruf verändern sich, doch eines bleibt, nämlich der Anspruch, Patienten und Bewohner in unseren Einrichtungen bestmöglich zu begleiten und zu versorgen.

Wir wünschen Ihnen mit dieser Ausgabe spannende Einblicke in unseren Verbund und eine anregende Lektüre.



v.li.: Alexander Holubars, Thomas Gäde, Gunnar Schneider

Thomas Gäde
Vorstandsvorsitzender

Alexander Holubars
Mitglied des Vorstandes

Gunnar Schneider
Mitglied des Vorstandes

Inhalt



einfach aktuell

- 6** Meldungen

einfach wichtig

- 8** Mehr Papa wagen
10 Was zählt ist der Einsatz
11 Mensch ist Mensch
12 „Ich behandle alle gleich“
13 Richtig oder falsch? – Klischees zum Arztberuf
14 Berufe erleben statt Klischees denken
15 Mit Geduld und Empathie
16 Mädchen für die Orthopädie begeistert
17 Ein Pfleger in der Geburtshilfe

- 18** Zwischen Wirtschaft, Kirche und Ehrenamt
20 Frauen auf Erfolgskurs
21 Die Zukunft der Chirurgie ist vielfältig

einfach verwurzelt

- 22** Die Kraft einer außergewöhnlichen Frau
24 Franziskanisch leben heißt, Menschen auf Augenhöhe zu begegnen
26 Gemeinsam unterwegs im Glauben
28 Beginnen und Cellitinnen

einfach kompetent

- 30** Ein mutiger Schritt in ein neues Leben
32 Gamification in der Altersmedizin
33 Zwischen Aufbruch und Orientierung



34 „Fast Track“

36 Chronischen Schmerzen
die Macht nehmen

37 Mehr als nur Medizin

38 Ein starkes Team gegen
Sportverletzungen

39 Nach Düsseldorf? Ja, unbedingt.

40 Protest gegen die Sparpolitik
im Gesundheitswesen

42 Zwei Standorte,
eine gemeinsame Zukunft

44 Gendermedizin in der Lungenheilkunde

45 Gemeinsam unterwegs

46 Fortschritt im Fokus

48 „Wir können zumindest die Symptome
lindern“

49 Miriam Voices

einfachpersönlich

50 (Fast) ein Jahrhundert Leben

53 Kleine Engel, große Wirkung

54 Gemeinsam feiern trotz Rekordhitze

56 Komm, lass uns was erleben!

57 40 Jahre Grüne Damen in Bayenthal

einfacherreichbar

3 Editorial

57 Impressum

58 Wo wir sind

59 Wer wir sind

einfach aktuell

Gesandt für einen besonderen Dienst



Die neuen Begleiter und Begleiterinnen in der Seelsorge 2026

Im Rahmen eines feierlichen Gottesdienstes wurden am 7. Mai 2026 Kollegen aus den Cellitinnen-Krankenhäusern in Köln als ‚Begleiterinnen und Begleiter in der Seelsorge‘ beauftragt. Für diese Aufgabe werden Andrea Sowa-Behrend, Schwester Dayana Selipe Aipe, Josef Heinrichs, Sabine Micherewicz und Florian Müller mehrere Stunden pro Woche von ihren üblichen Aufgaben freigestellt. Mit ihrem Engagement erweitern und bereichern sie das seelsorgerische Angebot der Einrichtungen und ergänzen den Dienst der hauptamtlichen Seelsorger.

Neuer Chefarzt im St. Vinzenz

Mit einem Wechsel an der Spitze der Klinik für Allgemein- und Viszeralchirurgie stellt sich das Cellitinnen-Krankenhaus St. Vinzenz strategisch für die Zukunft auf. Nach mehr als 20 Jahren engagierter Tätigkeit verabschiedete sich Chefarzt Dr. Thomas Wilhelm in den Ruhestand. Seine Nachfolge übernahm Dr. Dmitry Shapiro, Spezialist für kolorektale Chirurgie und chronisch-entzündliche Darmerkrankungen (CED). Mit seinem Amtsantritt entsteht am Standort erstmals linksrheinisch in Köln ein spezialisierter Schwerpunkt für die Behandlung von CED. Gleichzeitig wird die minimalinvasive Chirurgie weiter gestärkt.



v.l.:
Geschäftsführer
Pit Zimmermann mit
Dr. Dmitry
Shapiro und
Dr. Thomas
Wilhelm

Hoffnung in schwierigen Zeiten – Impulse aus dem Leben Kardinal Van Thuân

Was gibt Menschen Hoffnung in einer Zeit politischer Unsicherheiten und persönlicher Krisen? Und worauf gründet eine Hoffnung, die mehr ist als bloßer Optimismus? Diesen Fragen widmet sich eine Veranstaltung am Dienstag, 15.09.2026, von 19.30



bis 21.15 Uhr im DOMFORUM Köln. Ausgangspunkt ist das beeindruckende Zeugnis des vietnamesischen Bischofs und späteren Kardinals Van Thuans (1928–2002), der 13 Jahre in kommunistischer Haft verbrachte. Seine heimlich aus dem Gefängnis geschmuggelten Texte wurden vor 50 Jahren unter dem Titel ‚Hoffnungswege‘ bekannt. Referent ist Dr. Werner Höbsch. Generaloberin Schwester M. Bernharda Krämer von den Cellitinnen zur hl. Maria berichtet von ihren persönlichen Begegnungen mit Kardinal Van Thuan. Veranstalter sind das Katholische Bildungswerk Köln und die Stiftung Hoffnungswege Köln.



Raus aus dem Pflegealltag, rein ins Abenteuer

Die Praxisanleiter aller Cellitinnen-Marienborn Einrichtungen machten sich beim diesjährigen Praxisanleitertag gemeinsam auf den Weg ins Phantasialand. Neben Achterbahnen, Shows und jeder Menge Spaß standen vor allem Teamgeist, Austausch und Miteinander im Mittelpunkt. Praxisanleiter vermitteln nicht nur Fachwissen, sondern begleiten junge Talente mit Geduld, Verantwortung und Herz auf ihrem beruflichen Weg. Bei sonnigem Wetter sorgten Attraktionen wie die Colorado-Achterbahn, die Geister- und die Wasserbahn für unvergessliche Momente. Am Ende blieben vor allem gemeinsame Erinnerungen und ein gestärktes Wir-Gefühl.

Geschäftsführung im St. Franziskus verstärkt

Die Geschäftsführung des Cellitinnen-Krankenhauses St. Franziskus wurde erweitert: Seit Mai 2026 ist Benjamin Richter (37) zweiter Geschäftsführer. Gemeinsam mit Dagmar Okon, die das Haus seit 2019 leitet, bildet er künftig eine Doppelspitze; beide arbeiten in Teilzeit. Der neue Geschäftsführer ist ausgebildeter Gesundheits- und Krankenpfleger und studierter Healthcare Manager. Richter verfügt über umfassende Kenntnisse im Gesundheitswesen

und Führungserfahrung in Veränderungsprozessen, zuletzt als Geschäftsführer der Vitos gGmbH (Landeswohlfahrtsverband Hessen).

Mit der personellen Erweiterung reagierte das Krankenhaus auf die wachsenden Anforderungen im Gesundheitswesen. Zugleich setzt die geteilte Geschäftsführung ein Zeichen für moderne Arbeitskultur in Führungspositionen.



Mehr Papa wagen



Jan Gawol
mit Sohn

Grafiken: Getty Images

Wenn Väter mehr Zeit mit ihren Kindern verbringen möchten, brauchen sie Rückhalt im Beruf. Die Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria leistet ihren Beitrag dazu.

Windeln wechseln, den Kinderwagen schieben oder das Fläschchen geben – für viele Väter gehört das heute ganz selbstverständlich zum Familienalltag. Dennoch übernehmen nach wie vor die Mütter den größeren Teil der Kinderbetreuung und stecken dafür beruflich häufiger zurück.

Ein Blick auf das Elterngeld macht das deutlich. Zwar haben Mütter und Väter gleichermaßen Anspruch auf Elternzeit und Elterngeld, die tatsächliche Nutzung unterscheidet sich jedoch erheblich. Rund 25,9 Prozent der Väter beziehen Elterngeld – im Durchschnitt für 2,8 Monate. Demgegenüber nehmen 74,1 Prozent der Mütter Elterngeld in Anspruch, und zwar durchschnittlich für 11,6 Monate. Die meisten Väter nutzen vor allem die beiden sogenannten Partnermonate, um die erste Zeit mit ihrem Kind intensiv zu erleben.

Warum bleibt es häufig bei diesen zwei Monaten? Dafür gibt es mehrere Gründe. Während der Elternzeit sinkt das Einkommen, da das Elterngeld in der Regel nur etwa 65 bis 67 Prozent des wegfallenden Nettoeinkommens ersetzt und maximal 1.800 Euro pro Monat beträgt. Gerade wenn der Vater das höhere Einkommen erzielt, fällt dieser finanzielle Einschnitt oft schwer. Hinzu kommen betriebliche

Gründe. Manche Väter befürchten Nachteile für ihre berufliche Entwicklung oder erleben, dass sich Vertretungsregelungen nur schwer organisieren lassen.

Wie gehen die Teilkonzerne der Stiftung der Cellitinnen mit dem Thema um? einfachCellitinnen hat exemplarisch bei der Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria nachgefragt.

„Wir stehen dem Thema sehr offen gegenüber“, sagt Geschäftsführerin Dr. Stephanie Kirsch. „Wir bestärken junge Väter darin, sich zwei oder mehr Monate ganz der Familie zu widmen oder ein Teilzeitmodell zu wählen.“ Weder Vertretungsregelungen noch mögliche Karriereeinbußen seien dabei ein Hindernis. Im Gegenteil: Elternzeit solle frei von beruflichen Sorgen genossen werden können.

Dass diese Haltung auch gelebt wird, bestätigen Mitarbeiter, die bereits Elternzeit genommen haben. Vom Kollegenkreis über die Regionalleitungen bis hin zur Geschäftsführung werde der Wunsch nach Elternzeit durchweg positiv aufgenommen und unterstützt.

Seniorenhausleiter Jan Gawol weiß aus eigener Erfahrung, wie wertvoll diese Zeit ist. Er war einen Monat vollständig in Elternzeit und arbeitete ei-

nen weiteren Monat in Teilzeit. Sein Rat an werdende Väter ist eindeutig: „Nehmen Sie die Elternzeit unbedingt in Anspruch und genießen Sie diese wunderbare Zeit mit Ihrer Familie.“ (S.St.)

Regelung derzeit

Eltern können bis zu drei Jahre Elternzeit nehmen. Basiselterngeld wird maximal 14 Monate gezahlt, wenn beide Elternteile Elternzeit nehmen – ein Elternteil mindestens zwei, der andere höchstens zwölf Monate. Ein gleichzeitiger Bezug ist nur für einen Monat möglich. Das Elterngeld beträgt in der Regel 65 Prozent des wegfallenden Nettoeinkommens, maximal 1.800 Euro monatlich. Wer in Teilzeit arbeitet, kann ElterngeldPlus erhalten: bis zu 900 Euro monatlich für maximal zwei Jahre. Ab einem zu versteuernden Jahreseinkommen von mehr als 175.000 Euro besteht kein Anspruch auf Elterngeld. Nach den derzeitigen Reformplänen soll das Basiselterngeld künftig nur noch bis zu zwölf Monaten gezahlt werden. Gleichzeitig sollen der Mindestbetrag auf 330 Euro und der Höchstbetrag auf 1.900 Euro steigen. Die Änderungen sind noch nicht beschlossen. Ausführliche Informationen bietet das Bundesministerium für Bildung, Familie, Senioren, Frauen und Jugend unter dem Stichwort ‚Familienleistungen‘.

Was zählt ist der Einsatz

Jessica Mainz leitet die Produktionsküche im Cellitinnen-Seniorenhaus St. Ritastift.



Morgens um 06:30 Uhr steht Jessica Mainz voller Tatendrang in der Küche und verräumt die frisch angelieferten Lebensmittel. Erst gegen Mittag verabschiedet sie sich und geht in ihr Büro, um Budgets zu planen, Rechnungen zu schreiben oder Menü- und Dienstpläne vorzubereiten. „Als Leiterin der Produktionsküche führe ich quasi ein Unternehmen im Unternehmen“, sagt sie. „Aber ich bin mir auch nicht zu schade, wie heute Morgen mit anzupacken. Auch meine Mitarbeitenden sind mir wichtig, denn wenn es ihnen gut geht, dann läuft auch die Arbeit besser.“

Jessica Mainz hat sich in der Männerdomäne Küche behauptet. Während ihrer Ausbildung

zur Köchin waren die meisten Auszubildenden männlich. „Der Job ist herausfordernd. Wir müssen früh aufstehen und harte körperliche Arbeit erledigen. Der Ton in der Küche ist auch mal rau. Zudem werden Jobs für Köchinnen und Köche oft in Vollzeit ausgeschrieben“, erzählt Mainz.

2009 startete sie in Teilzeit als Küchenhilfe in der Produktionsküche der Cellitinnen in Düren. Mit der Zeit übernahm sie immer mehr Verantwortung, bis sie 2013 das Angebot bekam, stellvertretende Küchenleitung zu werden. „Zuerst habe ich gezweifelt, ob ich das schaffen kann, aber ich wollte die Herausforderung annehmen. Ich konnte sehr viel von meinem ehemaligen Küchenleiter lernen und auch das tolle Team hat mich auf meinem Weg sehr unterstützt.“

Heute sind die Leitungspositionen in den Küchen der Cellitinnen-Seniorenhäuser weitgehend gleich zwischen Männern und Frauen verteilt. Mainz' Tipp für alle, die eine Führungsposition in der Küche anstreben: „Ihr braucht Durchsetzungsvermögen und arbeitet erstmal vor, investiert in Überstunden, um etwas zu lernen.“

Ihre aktuelle stellvertretende Küchenleitung habe Mainz nicht aufgrund des Geschlechts, sondern wegen ihrer Leistung ausgewählt: „Zur Auswahl standen eine Köchin und ein Koch. Ich habe beiden gesagt, dass die Stelle die Person bekommt, die sich mehr beweist. Die Köchin hat sich daraufhin so engagiert, dass ich mich ohne Bedenken für sie entschieden habe.“ (A.O.)



Mensch ist Mensch

Wurzeln, Geschlecht, Glauben. Sorgen diese persönlichen Parameter für Spannungen aufgrund von Vorurteilen?

Caglayan Artkan, genannt Charly, ist 50 Jahre alt, Muslim, Pflegefachkraft und Stationsleiter. Seit dem Jahr 2000 arbeitet er in der heutigen Cellitinnen-Marienborn St. Agatha Fachklinik für Seelische Gesundheit, seit 2015 trägt er Leitungsverantwortung. Früher war er auf einer somatischen Station tätig, heute leitet er die gerontopsychiatrische Station der Fachklinik. Wer mit ihm spricht, merkt schnell: Hier steht kein Klischee, sondern ein Mensch mit Haltung, Erfahrung und einem klaren Blick auf Vorurteile.

„Die Rolle des Mannes in der Pflege wurde lange Zeit kaum wahrgenommen“, sagt Charly. Früher hätten Patienten ihn mitunter für einen Zivildienstleistenden oder einen Arzt gehalten. Ein Mann in der Pflege passte für viele offenbar nicht in das gewohnte Bild. Das habe sich inzwischen deutlich verändert. Pflege sei heute sichtbarer, professioneller und vielfältiger geworden – und Männer gehörten selbstverständlich dazu.

Dennoch begegnen ihm gelegentlich Vorurteile. So sprach eine ältere Patientin einmal einen Kollegen mit den Worten „Hallo, Gastarbeiter“ an. „Solche Momente verletzen. Sie zeigen aber auch, wie tief manche Denkmuster verankert sind“, sagt Charly. Gerade dann sei es wichtig, das Gespräch zu suchen und der betreffenden Person zu spiegeln, was ihre Aussage bewirkt.

Interessant sei, so Charly, dass Vorurteile nicht nur in eine Richtung wirkten. Auch ältere Patienten mit Migrationsgeschichte brächten gelegentlich fal-



sche Erwartungen an das Pflegepersonal mit. Darauf reagiert er nicht mit Ärger, sondern mit Klarheit. Er sucht das Gespräch, erklärt Zusammenhänge und wirbt um Verständnis: „Im beruflichen Kontext spreche ich grundsätzlich Deutsch und räume Vorurteile direkt aus.“

Dass er Muslim ist und in einer christlichen Klinik arbeitet, war für ihn nie ein Widerspruch. Im Gegenteil: Entscheidend seien die gemeinsame Wertebasis. Offenheit, Akzeptanz, Toleranz und Respekt prägen seinen Umgang mit Patienten ebenso wie den mit Kollegen. Die religiöse Vielfalt im St. Agatha erlebt Charly als Bereicherung – und als Chance für Austausch, Empathie und gegenseitiges Lernen.

Missverständnisse mit religiösem Hintergrund habe es vereinzelt im soma-

tischen Bereich gegeben, etwa wenn gläubige muslimische Patientinnen von einem männlichen Pfleger versorgt werden sollten. Auch hier habe Aufklärung geholfen. Die pflegerische Versorgung durch Angehörige des anderen Geschlechts ist im Islam grundsätzlich erlaubt. Charly blieb dabei stets gelassen. Sich aufzuregen, sagt er, führe selten weiter.

Seine Haltung ist klar: offen bleiben, Vorurteile außen vor lassen, Fehlverhalten ansprechen und Menschen niemals pauschal beurteilen. Gerade als Führungskraft sieht er sich in einer Vorbildfunktion. Jeder Mitarbeiter ist für ihn zunächst ein Individuum. Herkunft, Geschlecht oder Religion spielen dabei keine Rolle. „Am Ende zählt immer der Mensch – denn Mensch ist Mensch“, resümiert Charly mit einem strahlenden Lächeln. (I.O.)

„Ich behandle alle gleich“

Für Mark Wiesner, Bereichsleiter Hausservice im Cellitinnen-Seniorenhaus St. Anna, ist nicht das Geschlecht, sondern die Zusammenarbeit entscheidend.

Marc Wiesner und Kolleginnen



Elf Anrufe in 20 Minuten - als Bereichsleiter ist Mark Wiesner gefragt. Seit elf Jahren arbeitet er in dieser Position, zuvor war er bereits 26 Jahre in einem Seniorenhaus in Bornheim tätig – unter anderem als Bereichsleiter, Küchenleiter und im Wohnbereichsservice.

An seiner Arbeit gefällt ihm vor allem die Abwechslung: „Jeder Tag ist anders. Ich bin in der Küche, im Service und unterstütze auch in der Haustechnik“, sagt Wiesner.

Besonders gerne mag er die Arbeit mit Menschen. Sein Führungsverständnis beschreibt er als unkompliziert. Bei Konflikten sucht er das Gespräch und versucht, gemeinsam Lösungen zu finden. „Ich behandle alle gleich“, erklärt Wiesner.

Der Hausservice gilt häufig als eher weiblich geprägter Bereich. In seinem Team erlebt Wiesner die Entwicklung

allerdings differenziert: „Es arbeiten viele Frauen bei uns, aber es kommen auch immer mehr Männer dazu.“ Bewerbungen erhalte er derzeit häufiger von Männern. Viele hätten eine Ausbildung im Restaurantfach oder in der Gastronomie absolviert und würden geregelte Arbeitszeiten sowie gute Arbeitsbedingungen in einem Seniorenhaus schätzen.

Auch in anderen Bereichen beobachtet er Veränderungen. Während bestimmte Tätigkeiten früher häufiger mit Männern oder Frauen verbunden wurden, seien die Teams heute deut-

lich gemischer. In der Haustechnik arbeiten beispielsweise auch Praktikantinnen. „Und die packen genauso mit an“, betont er.

Besonders hebt er eine Mitarbeiterin aus der Haustechnik hervor: „Sie macht einen tollen Job, wird von den Bewohnern sehr geschätzt und niemand denkt, dass diesen Beruf ein Mann besser machen würde.“

Für Wiesner sind im Arbeitsalltag weniger Geschlechterrollen wichtig, sondern Persönlichkeit, Teamarbeit und Verlässlichkeit. (A.O.)

Richtig oder falsch? – Klischees zum Arztberuf*



Annahme:

Nur Männer machen in der Medizin Karriere.

Richtig – und falsch: Ja, in Leitungsfunktionen dominieren häufig noch die Männer. Aber auch hier holen die Frauen auf. Trotzdem liegt die Verteilung nach wie vor bei 80 % Männern und 20 % Frauen. Hier gibt es also noch deutlich Luft nach oben.

Auch in den Krankenhäusern der Cellitinnen sind nur 10 von den 72 Chefärzten Frauen.

Annahme:

Frauen sind nicht nervenstark genug für die Notfallmedizin.

Falsch: Besonders bei den Rettungssanitätern hat sich viel getan. Je nach Bundesland sind bis zu 60 % der Auszubildenden Frauen.

In den Krankenhäusern der Cellitinnen weisen die Zentralen Notaufnahmen (ZNA) einen hohen Frauenanteil auf. Und 22 von den ausgewiesenen 36 Arztstellen sind von Frauen besetzt.



Annahme:

Bei den Ärzten gibt es mehr Männer als Frauen.

Falsch: Über 50 % der berufstätigen Ärzte sind weiblich, bei den unter 35-Jährigen sind es knapp 60 % – Tendenz steigend.

In den Krankenhäusern der Cellitinnen ist das Verhältnis (fast) ausgeglichen, mit 670 Ärztinnen und 693 Ärzten.



Annahme:

Männer werden eher Chirurgen, Frauen bleiben bei den konservativen Fächern.

Richtig. Und falsch: Ja, noch dominieren die Männer die OPs. Aber die Zahl der Chirurginnen nimmt kontinuierlich zu und liegt bundesweit aktuell bei fast 40 %.

In den Krankenhäusern der Cellitinnen sind von den rund 400 chirurgisch arbeitenden Ärzten 244 männlich und 156 weiblich. In den nicht-schneidenden Disziplinen sind von den 918 Ärzten wiederum 490 weiblich und 428 männlich.

*Die allgemeinen statistischen Angaben beziehen sich auf Veröffentlichungen aus den Jahren 2022 bis 2025 der Bundes- und Landesärztekammern, des Statistischen Bundesamtes und des Marburger Bundes.

Berufe erleben statt Klischees denken



Beim Boys' Day öffnen Einrichtungen der Stiftung der Cellitinnen ihre Türen für Schüler. Mit praktischen Einblicken in Pflege, Therapie und Psychiatrie zeigten sie, wie vielfältig und erfüllend soziale Berufe sein können.

Einmal im Jahr öffnen die Einrichtungen der MARIENBORN gGmbH in Zülrich und Köln-Niehl im Rahmen des bundesweiten Boys' Day ihre Türen für interessierte Schüler. Ziel dieses Tages ist es, jungen Menschen soziale, pflegerische und therapeutische Berufe näherzubringen, in denen Männer bislang unterrepräsentiert sind. Die MARIENBORN nutzt diese Gelegenheit, um Einblicke in den Alltag der psychiatrischen Versorgung, in die Langzeitpflege und in begleitende Angebote wie Physiotherapie und Musiktherapie zu geben.

Praxisnah und erlebnisorientiert: Der Standort Zülrich

In Zülrich startete der Tag mit einer herzlichen Begrüßung in der Langzeitpflegeeinrichtung Cellitinnen-Marienborn St. Elisabeth und einem spielerischen Kennenlernen. Die Jungen erhielten einen ersten Überblick über die vielfältigen Aufgaben und Einsatzbereiche psychiatrischer Einrichtungen in der MARIENBORN. Danach ging es sportlich weiter. Beim Kegeln kamen die Schüler in lockerer Atmosphäre mit Bewohnern und Mitarbeitern ins Gespräch.

Ein zentrales Element des Tages war das Interview mit Fachkräften aus unterschiedlichen Berufsgruppen. Die Jungen erhielten die Möglichkeit, Fragen zu stellen und persönliche Einblicke in den beruflichen Alltag zu gewinnen. Auch praktische Aktivitäten kamen nicht zu kurz. Bei einer Schnitzeljagd durch die Cellitinnen-Marienborn Fachklinik für Psychiatrie und Psychotherapie und der Langzeitpflegeeinrichtung lernten die Teilnehmer die verschiedenen Bereiche spielerisch kennen. Abgerundet wurde der Tag durch ein betreutes Sportangebot in der Physiotherapie, bei dem Ausdauer und Krafttraining im Fokus standen.

Kreativ und vielfältig: Der Standort Köln-Niehl

Auch in Köln-Niehl, in der Langzeitpflegeeinrichtung St. Christophorus, erwartete die Schüler ein abwechslungsreiches Programm. Nach der Begrüßung und einem gemeinsamen Frühstück stand zunächst ein kreatives Projekt auf dem Plan. Unter dem Motto „Vom Abfall zum Schatz“ wurde vermeintlicher Müll zur Grundlage kreativer Spielideen. Die kunsttherapeutische Übung för-

derte nicht nur Kreativität, sondern auch den Teamgeist und den wertschätzenden Blick auf vermeintlich Wertloses.

Im Anschluss daran stellten die Schüler den Mitarbeitern ihre Fragen rund um den Arbeitsalltag in einer Pflegeeinrichtung, mögliche Ausbildungswege und die geforderte Motivation. Der Nachmittag führte die Gruppe durch die Wohnbereiche, wo sie den Alltag pflegebedürftiger Menschen sowie das Berufsbild der Pflegekraft besser kennen lernten. Den Abschluss bildete ein Besuch der Musiktherapie – ein besonderes Highlight, das die therapeutische Wirkung von Musik eindrucksvoll vermittelte.

Mit ähnlichen Programmpunkten wurde der Boys' Day auch in weiteren Einrichtungen des Cellitinnenverbundes gestaltet. Im Cellitinnen-Krankenhaus St. Marien brachten Mitarbeiter beispielsweise ihre Söhne und deren Freunde mit ins Haus. Dort erhielten die Jungen spannende Einblicke in die verschiedenen Berufe und Arbeitsbereiche des Krankenhauses. (C.G.)



Oktoberfest
kommt Marcus
Gummel in
Tracht

Mit Geduld und Empathie

Als Sozial-Kultureller-Betreuer im Cellitinnen-Seniorenhaus Serafine erlebt Marcus Gummel, wie vielfältig Rollenbilder im Berufsalltag sein können.

Bereits seit elf Jahren arbeitet Marcus Gummel in der Sozial-Kulturellen-Betreuung (SKB) im Cellitinnen-Seniorenhaus Serafine in Würselen. Er gestaltet den Alltag der Bewohner aktiv mit und bietet unterschiedliche Beschäftigungsangebote sowie Bewegungsprogramme an. Zweimal pro Woche leitet er beispielsweise ‚Fit für 100‘, ein Bewegungsangebot für hochaltrige Menschen mit und ohne Demenz. Als Trainer für Mäeutik setzt er sich für einen bedürfnisorientierten Umgang mit Bewohnerinnen und Bewohnern ein.

Die Sozial-Kulturelle-Betreuung sei nach wie vor ein eher weiblich geprägtes Berufsfeld. „Mittlerweile habe ich noch zwei männliche Kollegen, aber oft war ich der einzige Mann im Team“, erzählt Gummel.

Die Zusammenarbeit in einem überwiegend weiblichen Team erlebt er als vielseitig: „Wo viele unterschiedliche Persönlichkeiten zusammenarbeiten, gibt es auch mal Meinungsverschiedenheiten. Da halte ich mich meist heraus“, sagt er. „Gleichzeitig erlebe ich auch einen großen Zusammenhalt und Unterstützung. Die frühere Leiterin der SKB hat mich sehr engagiert und geduldig eingearbeitet“, erinnert sich Gummel.

Im Kontakt mit den Bewohnern würden gelegentlich traditionelle Rollenbilder sichtbar. „Ich werde machmal für den Hausmeister gehalten“, erzählt Gummel. Häufiger als seine Kolleginnen werde er um Hilfe bei technischen Problemen gebeten, etwa wenn die Fernbedienung nicht mehr funktioniert oder eine Glühbirne kaputt ist. Gleichzeitig beobachtet er, dass sich manche Bewohnerinnen bei persönlichen Anliegen eher seinen Kolleginnen anvertrauen.

Was einen guten Mitarbeiter in der SKB ausmacht, ist für Gummel keine Frage des Geschlechts. „Verlässlichkeit, Freundlichkeit, Empathie und Geduld sind wichtig. Man muss sich einlassen können und die Lebenssituation der Menschen verstehen“, betont er. Erfahrung sei dabei entscheidender als Geschlecht. (A.O.)

einfachwichtig



An Modellen dürfen sich die Mädchen handwerklich versuchen

Mädchen für die Orthopädie begeistert

Chefärzte gaben im Severinsklösterchen Einblicke in den Berufsalltag von Orthopäden und Unfallchirurgen.

Die Orthopädie und die Unfallchirurgie sind noch immer sehr männlich geprägte Fachbereiche. Zwar steigen die Zahlen der Fachärztinnen, allerdings liegen sie noch immer bei unter 30 Prozent im Vergleich zum Anteil ihrer männlichen Kollegen.

Das nahmen die zwei Chefärzte des Muskuloskelettalen Zentrums Köln der Betriebsstelle Severinsklösterchen des Cellitinnen-Severinsklösterchen Krankenhaus der Augustinerinnen und St. Antonius und des Cellitinnen-Krankenhauses St. Hildegardis, Dr. Thomas Randau (Orthopädie) und Dr. Thomas Paffrath (Unfall- und Handchirurgie), zum Anlass, interessierte Schülerinnen zu einem Schnuppertag im Rahmen des Girls' Day einzuladen.

„Mit dem Tag wollten wir den zwölf Mädchen die Möglichkeit geben, un-

seren Berufsalltag in möglichst vielen Facetten zu erleben und zu sehen, wie interessant und spannend der Beruf des Orthopäden und Unfallchirurgen ist“, erklärt Randau.

Und genau das haben die beiden Chefärzte mit Unterstützung ihrer Teams erreicht. Der Tag startete für die 14- bis 16-Jährigen mit einem Rundgang durchs Krankenhaus, bei dem sie Patienten visitierten sowie bei Behandlungen in der Ambulanz und dem Notfallzentrum zuschauen durften. Eine angehende Medizinstudentin zeichnete den Weg in die Medizin auf und erläuterte die Voraussetzungen, den Bewerbungsprozess und den Medizintest.

Beim anschließenden bilderreichen Vortrag zu diversen Fallbeispielen bat Paffrath die Mädchen inständig, niemals auf ein Motorrad zu steigen. „Das sind die Fälle, bei denen es wirk-

lich kritisch und hektisch im Operationssaal werden kann.“

Für einen besonders praxisnahen Eindruck warteten im Anschluss praktische Übungen auf die Teilnehmerinnen. So durften sie einem Kniemodell eine Endoprothese einsetzen. Dies war besonders beeindruckend für die Schülerinnen, da sie dazu zunächst mit echten Instrumenten in den Knochen bohren und Teile des Gelenks absägen mussten, bevor die Endoprothese mit Hammer und Muskelkraft in Position gebracht werden konnte. An anderen Stationen lernten sie, dass die Knoten einer Naht nicht direkt auf dem abzudeckenden Schnitt platziert werden sollten, und wie man mit Knochenzement umgeht.

Und wer weiß: Vielleicht sorgen sie in zehn Jahren für einen Anstieg des Anteils weiblicher Orthopädinnen und Unfallchirurginnen. (S.Sch.)

Ein Pfleger in der Geburtshilfe

Andreas Faustmann ist seit 25 Jahren der einzige Mann im Pflegeteam der Geburtshilfe in der Betriebsstelle Severinsklösterchen.

Zwischen Station Anna und Station Monika schiebt Andreas Faustmann ein Babybettchen über den Flur. Hinter den Zimmertüren liegen Neugeborene und Eltern, die sich gerade erst in ihrem neuen Leben zurechtfinden. Für Faustmann ist das Alltag. Seit 25 Jahren begleitet er Familien in den ersten Tagen nach der Geburt, als einziger Mann im Pflegeteam der Geburtshilfe.

Dabei hatte der 51-Jährige ursprünglich ganz andere Pläne. Er hoffte auf eine freie Stelle in der HNO-Abteilung des heutigen Cellitinnen-Severinsklösterchens Krankenhaus der Augustinerinnen und St. Antonius. Die Geburtshilfe sollte nur eine Übergangslösung sein. Doch als die HNO-Stelle schließlich frei wurde, hatte er sich längst entschieden: „Aus der Geburtshilfe kriegt mich keiner raus.“

Nach 25 Jahren ist Pfleger Andreas heute eine bekannte Persönlichkeit im Severinsklösterchen. Neben dem Chef- und einem Oberarzt fällt er als einziger Mann im Geburtshilfeteam sofort auf – nicht nur wegen seiner Größe von 1,94 m.

Berührungängste erlebt er bei Patientinnen kaum: „Die allermeisten Patientinnen haben kein Problem mit einem männlichen Pfleger.“ Dennoch stellt er sich jeder Patientin zunächst vor und macht deutlich, dass sie selbst entscheiden darf, von wem sie betreut werden möchte.

Denn für ihn stehen die Menschen im Mittelpunkt: „Mir ist wichtig, dass es den Frauen gut geht, das Baby gut versorgt ist, dass ein ordentliches Wochenbett gestartet wird und alle gesund und zufrieden dieses Krankenhaus verlassen – und im Zweifel wiederkommen. Da ist keine Zeit für Befindlichkeiten.“

Zu seinen Aufgaben gehören unter anderem die Beratung der Frauen sowie Untersuchungen bei



Andreas Faustmann

Neugeborenen. Besonders am Herzen liegt ihm die Begleitung junger Eltern: „Die Unsicherheit am Anfang gehört dazu. Die Eltern wollen ja nur alles richtig machen.“ Pfleger Andreas zeigt Eltern, wie sie ihr Baby halten, worauf sie beim Stillen achten können, und stärkt ihr Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten. Sein wichtigster Rat: auf das eigene Bauchgefühl achten.

Bereits seit 20 Jahren gibt er sein Wissen als Praxisanleiter an den Nachwuchs weiter. Nun konnte er sich über einen neuen Kollegen freuen: Seit kurzem unterstützt eine männliche Hebamme das Team. Für Faustmann ist das eine schöne Entwicklung. Denn am Ende zählt nicht, wer die Familien begleitet, sondern wie. (D.N.)

Zwischen Wirtschaft, Kirche und Ehrenamt

Dr. Mechthild König ist seit 2023 Mitglied im Kuratorium der Stiftung der Cellitinnen. einfachCellitinnen sprach mit ihr über ihre Karriere und ihr ehrenamtliches Engagement in einer vorwiegend von Männern geprägten Umgebung.

Welche Aufgaben hat das Kuratorium der Stiftung?

Kurz gesagt ist das Kuratorium das oberste Gremium zur Überwachung der Verwaltung der Stiftung, ihres Vermögens. Es stellt sicher, dass der Stifterwille eingehalten wird. Wichtige Entscheidungen des Vorstands oder der Aufsichtsräte der Hospitalvereinigung der Cellitinnen oder der Cellitinnen-Augustinus GmbH benötigen die Zustimmung des Kuratoriums. Und das Kuratorium entscheidet über die Zusammensetzung der Aufsichtsräte.

Wie ist Ihr beruflicher Werdegang und welche Expertise bringen Sie für Ihre Tätigkeit im Kuratorium mit?

Ich bin Unternehmensberaterin mit einem eher ungewöhnlichen Lebenslauf. Ursprünglich habe ich Biologie und mehrere Semester BWL studiert und in Mikrobiologie und Immunologie an der Medizinischen Hochschule Hannover promoviert. Nach acht Jahren in der Pharmaindustrie bin ich bei der Unternehmensberatung McKinsey als Senior Expert für das Gesundheitswesen eingestiegen. Dort habe ich dann (durch Zufall) Projekte für die Deutsche Bischofskonferenz und mehrere Bistümer in Deutschland verantwortet. Danach war ich Geschäftsführerin bei der BPG Unternehmensberatungsgesellschaft in Münster mit dem Schwerpunkt der Beratung von Krankenhäusern, Pflegeheimen, sozialen Einrichtungen, Orden etc. Seit einigen Jahren bin ich selbstständig.

Wie sind Sie zu den Cellitinnen gekommen?

Tatsächlich bin ich persönlich angesprochen worden, ob ich im Aufsichtsrat der Stiftung der



Dr. Mechthild König

Cellitinnen e. V. mitarbeiten möchte. Dort war ich dann einige Zeit tätig, bevor ich mit dem Zusammenschluss des e.V. und der Stiftung der Cellitinnen für den Aufsichtsrat der Cellitinnen Augustinus GmbH zur hl. Maria sowie für das Kuratorium benannt wurde.

Welche neben- oder ehrenamtlichen Aufgaben haben Sie inne?

Meine ehrenamtlichen Tätigkeiten sind in den letzten Jahren immer mehr geworden: Ich bin Vorsitzende des Wirtschaftsplan-Ausschusses im Kirchensteuer- und Wirtschaftsrat des Erzbistums Köln, Mitglied im Caritasrat des Caritasverbandes im Rheinisch-Bergischen Kreis und seit kurzem Mitglied im Förderverein des Klosters Himmerod in der Eifel. Daneben engagiere ich mich im NABU (Naturschutzbund) und bin

Vorsitzende des Naturschutzbeirats bei einer Unteren Naturschutzbehörde.

Gleichzeitig bin ich Aufsichtsratsmitglied nicht nur bei den Cellitinnen, sondern auch bei der Darlehnskasse Münster, einer der großen Kirchenbanken in Deutschland.

Was liegt Ihnen bei Ihrer Arbeit besonders am Herzen?

Kürzlich habe ich einen schönen Artikel über eine neue Studie aus Großbritannien gelesen, in der es darum geht, wie und wodurch man Sinn im Leben findet. Und die Erkenntnis war: es geht um Verbundenheit. Und die findet man in kleinen Dingen des Lebens und insbesondere im Engagement mit anderen. Mir macht es Spaß, mich mit vielen anderen für eine wichtige Sache einzusetzen und vor allem für den Erhalt und die Weiterentwicklung des Werkes unserer Schwestern, die das alles unter großem Einsatz und Mühen über viele Jahrzehnte aufgebaut haben.

Sie übernehmen Führungspositionen in männlich dominierten Bereichen. Welche Erfahrungen haben Sie in Ihrem Berufsleben damit gemacht?

Ja, das stimmt. Irgendwie bin ich immer in männlich dominierten Branchen gelandet. Zu meiner Zeit lag die Frauenquote bei McKinsey bei rund zehn Prozent und bei der Deutschen Bischofskonferenz (immer noch) bei null Prozent. Allerdings muss ich sagen, dass ich mich nie diskriminiert oder unterdrückt gefühlt habe. Ganz im Gegenteil: Die meisten Kollegen haben eine weibliche Perspektive geschätzt und auch angenommen. Und auch wenn man es nach den vielen Medienberichten kaum vermuten würde, gerade Kardinal Woelki legt großen Wert darauf, Leitungspositionen mit qualifizierten Frauen zu besetzen und auch die Anzahl der Frauen in den Gremien signifikant zu erhöhen.

Leider ist meine Beobachtung, dass Frauen anders als Männer dazu neigen, sich diese Positionen nicht zuzutrauen und sich daher nicht bewerben. Ob es eine gläserne Decke gibt, weiß ich nicht. Sicher ist, dass Frauen sich mehr durchsetzen und auch ihre Stimme erheben müssen.

„Wir müssen uns mehr zutrauen und einfach mal machen!“

Allerdings tun feste Quoten der Sache der Frauen keinen Gefallen, da dann häufig nicht die fachliche und persönliche Eignung für einen Job im Mittelpunkt steht. Und das bedient dann letztendlich wieder die üblichen Klischees, dass Frauen es nicht können. Wir müssen uns mehr zutrauen und einfach mal machen!

Sie sind Vorsitzende des Arbeitsfeldes innerhalb des Pastoralen Zukunftsweges: Effizienz und Nachhaltigkeit. Wie wichtig ist Ihnen das Thema persönlich?

Das Arbeitsfeld Effizienz und Nachhaltigkeit im zurückliegenden Pastoralen Zukunftsweg war ein sehr wichtiges im Hinblick auf die Frage, wie man in einer Welt mit deutlich zurückgehenden Ressourcen (in diesem Fall Kirchensteuereinnahmen) langfristig handlungsfähig bleibt. Ich bin ein bisschen stolz darauf, dass das Erzbistum dabei ist, unsere Vorschläge in die Tat umzusetzen. Das ist in der Kirche nicht unbedingt selbstverständlich.

Welche Impulse konnten Sie hierzu im Kuratorium einbringen?

Auch bei den Cellitinnen treibt uns ja die Frage um, wie wir in einer sich radikal ändernden Welt mit erheblichem Kostendruck bestehen und uns wandeln können. Als Biologin darf ich sagen, das ist das Leben! Es geht immer um Anpassung, das Sterben von Altem und erst dann kann etwas Neues entstehen. Als Unternehmensberaterin sage ich, nur unter Kostendruck ändern sich die Dinge, werden Menschen innovativ und suchen neue und für die sich wandelnde Welt passende Antworten. Das ist immer ein Prozess und ich finde, da sind wir als Cellitinnen auf einem wirklich guten Weg. (C.L.)

Foto: Kai Funck



Prof. Dr. Viola Bullmann

Foto: Melanie Zanin



Dr. Özlem Krischek

Frauen auf Erfolgskurs

Zwei Chefärztinnen aus dem Cellitinnen-Krankenhaus St. Franziskus erzählen, wie sie ihre Führungspositionen erreicht haben.

Die Medizin ist längst keine Männerdomäne mehr. Doch wenn es um Spitzenposten geht, wird die Luft für Frauen dünner. Auf eine Chefärztin in Deutschland kommen aktuell sechs Chefärzte. Im Cellitinnen-Krankenhaus St. Franziskus liegt die Quote immerhin bei 2:8. Wir haben die beiden Ehrenfelder Chefärztinnen nach ihrem Karriereweg gefragt.

Professorin Dr. Viola Bullmann kommt aus einer Arztfamilie und wollte zunächst nicht in die Fußstapfen des Vaters treten. „Eigentlich wollte ich etwas ganz anderes werden und habe zuerst eine Ausbildung zur Physiotherapeutin gemacht“, erinnert sich Bullmann. „Dann hat mich der Bewegungsapparat aber so fasziniert, dass ich mich doch für Medizin in Hamburg eingeschrieben habe.“ Orthopädie war immer ihr Fokus, ihr Spezialgebiet die Wirbelsäulenchirurgie. Auf diesem Gebiet setzte sie sich mit großem Interesse, unermüdlichem Einsatz und Durchhaltevermögen am Uniklinikum Münster durch.

„Als Sektionsleiterin hatte ich mir dort eine schöne Karriere aufgebaut und eine Position, die mich ganz ausge-

füllt hat“, so Bullmann. Dann folgte 2010 die Professur; und mit dem Titel kamen die Angebote. Als das St. Franziskus eine Fachabteilung für Wirbelsäulenchirurgie aufbauen wollte, sah Bullmann die Chance und wurde 2011 Chefärztin. „Es hat mich einfach gereizt, eine eigene Abteilung von Grund auf zu entwickeln“, beschreibt sie ihre Motivation. Heute ist die Klinik ein überregional bekanntes Wirbelsäulenspezialzentrum.

Für Dr. Özlem Krischek war die Medizin immer ein Lebensziel: „Solange ich denken kann, wollte ich Ärztin werden“, erzählt die gebürtige Berlinerin mit türkischen Wurzeln. Sie studierte an der FU Berlin und an der Charité, gefolgt von weiteren Stationen an Unikliniken. „Ursprünglich wollte ich Neurochirurgin werden, in dem Bereich gab es nur wenige Frauen“, beschreibt Krischek die damals schwierigen Bedingungen. Als ihr nach dem 3. Staatsexamen eine Stelle in der Radiologie angeboten wurde, griff sie zu und verlegt sich auf die Neuroradiologie.

Später einmal Chefärztin zu werden, war so nicht geplant. „Ich wollte ein-

fach gute Medizin machen“, erklärt Krischek, die 2008 Mutter eines Sohnes wurde. Nach der Elternzeit setzte sie ihre Karriere in verantwortungsvollen Positionen fort – etwa als Oberärztin in Stuttgart, als Research Fellow an der University of Toronto oder in einer Leitungsfunktion in Köln-Ehrenfeld. 2019 wurde sie im St. Franziskus Leitende Oberärztin, dann Chefärztin der Radiologie. Neben exzellenter Expertise hat Krischek auch ein Faible für Organisation und strukturierte Abläufe. Sie ist überdies stellvertretende Ärztliche Direktorin – ein Amt, das sie von ihrer Kollegin Bullmann übernommen hat.

Warum setzen sich so wenige Frauen in der Spitzenmedizin durch? „Work-Life-Balance ist sicher ein wichtiger Aspekt, meine Generation hat das vernachlässigt“, bemerkt Bullmann, die auf eigene Kinder verzichtet hat. Ein Nachteil für Frauen sind die männlich geprägten Karrieremuster. „Weibliche Vorbilder gab es in meinem Bereich überhaupt nicht“, so die Radiologin. Das sollte sich künftig ändern! Sie empfiehlt jungen Medizinerinnen die Mentoring-Programme des Deutschen-Ärztinnenbundes. (I.G.)

Die Zukunft der Chirurgie ist vielfältig

Die Medizin wird weiblicher – und das ist eine große Chance.

Rund 64 Prozent der Medizinstudenten in Deutschland sind Frauen, dennoch sind nur etwa 24 Prozent von ihnen chirurgisch tätig. Mit jeder Karrierestufe nimmt ihr Anteil weiter ab. Dieses Phänomen wird als ‚Leaky Pipeline‘ bezeichnet. Gemeint ist damit, dass viele Frauen auf dem Weg nach oben verloren gehen, obwohl sie die Mehrheit des medizinischen Nachwuchses stellen.

Nicht mangelndes Interesse oder fehlende Qualifikation sind der Grund, sondern oft die Rahmenbedingungen. Lange und wenig planbare Arbeitszeiten, die komplizierte Vereinbarkeit von Weiterbildung und Familie sowie traditionell gewachsene Strukturen erschweren vielen Ärztinnen den Weg in die Chirurgie. Gleichzeitig fehlen vielerorts weibliche Vorbilder.

Dabei profitiert das Fach von Vielfalt. Studien zeigen, dass Chirurginnen und Chirurgen fachlich gleichermaßen exzellente Ergebnisse erzielen. Frauen bringen häufig eine besonders patientenzentrierte Kommunikation, einen kooperativen Führungsstil und hohe Teamorientierung ein. Gemischt besetzte Teams treffen nachweislich bessere Entscheidungen und stärken die Qualität der Versorgung.

Damit mehr Frauen ihren Weg in die Chirurgie finden, braucht es moderne Arbeitsbedingungen, familienfreundliche Strukturen und transparente Karrierewege. Eine Schlüsselrolle spielt dabei das Mentoring, also erfahrene Chirurginnen und Chirurgen, die den Nachwuchs begleiten, Orientierung geben und Zugang zu Netzwerken schaffen.

Wie erfolgreich das gelingt, zeigt das Cellitinnen-Krankenhaus Heilig Geist. „Wir möchten, dass junge Ärztinnen sich nicht zwischen Chirurgie

und Privatleben entscheiden müssen. Deshalb setzen wir auf individuelle Unterstützung und eine OP-Ausbildung, die sich an Leistung und Potenzial orientiert – nicht am Geschlecht.“, sagt Dr. Julia Kolibay-Knief, stellvertretende Ärztliche Direktorin und Chefärztin der Klinik für Unfallchirurgie, Orthopädie und Wiederherstellungschirurgie.

Im Heilig Geist arbeiten neben zwei Chefärztinnen zahlreiche Assistenz-, Fach- und Oberärztinnen auch in operativen Fächern. „Mich begeistert die Verbindung aus handwerklicher Präzision, medizinischem Wissen und verantwortungsvollem Handeln. Gleichzeitig möchte ich junge Ärztinnen ermutigen, ihren Weg in der Chirurgie selbstbestimmt und unabhängig von traditionellen Rollenbildern zu gehen“, sagt Dr. Julia Tümmers, Oberärztin der Frauenklinik.

In Köln-Longerich ist man überzeugt davon, dass der hohe Anteil an Kolleginnen kein Zufall ist, sondern Ausdruck einer Kultur der Chancengleichheit, von der am Ende alle profitieren. (B.S.)



Die Kraft einer außergewöhnlichen Frau



Als Äbtissin, Gelehrte und Mystikerin überschritt Hildegard von Bingen die Grenzen ihrer Zeit.

Hildegard von Bingen (1098–1179) zählt zu den faszinierendsten Frauengestalten des Mittelalters. Sie war Äbtissin, Mystikerin, Heilkundige, Naturforscherin, Komponistin und Beraterin von Päpsten und Kaisern. In einer Zeit, in der Frauen kaum öffentliches Gehör fanden, erhob sie mutig ihre Stimme. Bis heute gilt sie als inspirierendes Vorbild – insbesondere für Frauen in Medizin, Pflege und Führungsverantwortung. Mit ihrer Verbindung von Glauben und Wissenschaft, Spiritualität und Naturkunde sowie Führung und Menschlichkeit war sie ihrer Zeit weit voraus.

Geboren wurde Hildegard in Bernmersheim bei Alzey. Schon als Kind kam sie in ein Benediktinerinnenkloster, wo sie eine für Mädchen und Frauen außergewöhnlich umfassende Bildung erhielt. Später wurde sie Äbtissin und gründete die Klöster auf dem Rupertsberg bei Bingen und in Eibingen. Damit übernahm sie Verantwortung in einer Epoche, in der Frauen nur selten Leitungsaufgaben übertragen wurden.

Mit großer Neugier erforschte Hildegard die Natur und beschäftigte sich intensiv mit Heilpflanzen, Ernährung und Krankheiten. Ihre Erkenntnisse hielt sie unter anderem in den Werken ‚Physica. Liber simplicis medicinae‘ (Buch der einfachen Medizin) und ‚Causae et Curae‘ (Ursachen und Heilungen) fest. Darin vertritt sie ein Menschenbild, das Körper, Geist und Seele als untrennbare Einheit versteht. Gesundheit bedeutete für sie weit mehr als die Abwesenheit von Krankheit: Sie war Ausdruck der Harmonie des ganzen Menschen – eingebunden in die Schöpfung und in die Beziehung zu Gott.

Viele ihrer Gedanken wirken bis heute erstaunlich modern. Hildegard empfahl eine ausgewogene Ernährung, ausreichend Bewegung und Schlaf sowie die Sorge um das seelische Wohlbefinden. Auch wenn manche ihrer medizinischen Erklärungen aus heutiger wissenschaftlicher Sicht überholt sind, bleibt ihr ganzheitlicher Blick auf den Menschen bemerkenswert aktuell.

Papst Benedikt XVI. nahm Hildegard von Bingen im Jahr 2012 in das Verzeichnis der Heiligen auf und erhob sie kurz darauf zur Kirchenlehrerin. Vor ihr war diese höchste theologische Auszeichnung in der katholischen Kirche erst drei Frauen verliehen worden: Teresa von Ávila, Katharina von Siena und Thérèse von Lisieux. Insgesamt gibt es bislang 37 Kirchenlehrer, darunter nur vier Frauen. Diese besondere Ehrung unterstreicht die außergewöhnliche Bedeutung Hildegards für Theologie, Kirche und Gesellschaft. (D.G.)

Foto: Wikipedia Commons, KI bearbeitet

Franziskanisch leben heißt, Menschen auf Augenhöhe zu begegnen

In diesem Jahr jährt sich der Tod des hl. Franziskus von Assisi zum 800. Mal. Aus diesem Anlass sprach einfachCellitinnen mit Schwester Rosita Haubrich von den Franziskanerinnen vom hl. Josef über das Erbe des Heiligen, das besondere Charisma ihrer Gemeinschaft und ihren persönlichen franziskanischen Weg.

Viele verbinden mit einem Orden zunächst dessen Gründer oder Spiritualität. Was hat Sie persönlich an den Franziskanerinnen vom hl. Josef fasziniert?

Als ich in den Orden der Franziskanerinnen vom hl. Josef eintrat, war es nicht der hl. Franziskus der mich faszinierte, sondern die Schwestern: starke Frauen, die aufrecht durchs Leben gingen, sich bedingungslos für Arme und Schwache einsetzten und sich niemals verbiegen ließen. Das liegt wohl in der DNA unserer Gemeinschaft. Unsere Gründerin, Mutter Alphonsa, war ursprünglich Hospitalschwester der hl. Elisabeth, zunächst in Luxemburg und später in Schweich. Dort führte sie Frauen, die in der Armen- und Krankenpflege tätig waren, in das Ordensleben ein. Den drei traditionellen Ordensgelübden Armut, Gehorsam und Ehelosigkeit fügte sie die Barmherzigkeit als viertes Gelübde hinzu. 1867 gründete sie nach der Regel des hl. Franziskus eine neue Kongregation mit einem eigenen Charisma, das das gute Miteinander besonders betont. Im Zuge des Kulturkampfes und einer Auseinandersetzung mit dem damaligen Dechanten musste die Gemeinschaft in den 1875er Jahren Schweich verlassen und in die Niederlande übersiedeln. Dort entstanden weitere Niederlassungen. Erst 1921 kehrte die Gemeinschaft an ihren Ursprung zurück. 1939 erhielt sie ihren endgültigen Namen: Franziskanerinnen vom hl. Josef.



Wann sind Sie in den Orden eingetreten? Und warum gerade in diesen? An franziskanischen Gemeinschaften standen ja auch Alternativen zur Verfügung.

Unsere Gemeinschaft habe ich in Schweich im Altenheim St. Josef kennengelernt, nachdem ich meinen Schulabschluss hatte.

1966 bin ich in die Gemeinschaft eingetreten. Anders als in anderen Franziskanerorden fand ich hier neben dem Einsatz für Arme und einem einfachen Leben ein schwesternliches Miteinander. Außerdem interessierte mich das religiöse Leben der Schwestern. Gesellschaftlich befanden wir uns damals in einer Zeit des Umbruchs. Frauen entwickelten ein neues Selbstbewusstsein. Ich hatte das Gefühl, dass ich mich bei den Franziskanerinnen vom hl. Josef entfalten und Dinge mitgestalten konnte. Völlig anders, als ich Kirche bis dahin kennengelernt hatte.

Was sagten Ihre Eltern zu Ihrem Entschluss, in den Orden eintreten zu wollen?

Meine Eltern, besonders mein Vater, waren, unterstützt von unserem Pastor, absolut dagegen. Da war mir klar, dass ich auf dem richtigen Weg bin. Ich blieb hartnäckig und habe mich durchgesetzt. Später waren meine Eltern dann stolz auf mich.

Können Sie sich noch an Ihre erste Zeit im Kloster erinnern?

Es war die Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils. Über die Beschlüsse und ihre Auswirkungen haben wir oft mit unserer Novizenmeisterin diskutiert. Die Ordensleitung war damals unsicher. Sollte sie bestimmte Regeln lockern oder nicht? Das war ein längerer Prozess. Ein sichtbares Zeichen war später das Ablegen der Ordenskleidung. Ich war sofort dafür, denn ich wollte als Mensch und nicht in erster Linie als Ordensfrau wahrgenommen werden. Genau das macht uns Franziskanerinnen aus.

Gibt es weitere Eigenheiten, die typisch für Ihre Gemeinschaft sind?

Da ist zum einen der bereits erwähnte Umgang miteinander. Uns wird keine Stelle aufgezwungen, sondern wir werden gefragt: „Könntest du dir vorstellen, diese Aufgabe zu übernehmen?“ Das ist sehr typisch für uns. Wir bekamen und bekommen viele Möglichkeiten, uns zu entfalten, sei es durch Urlaub, Aus- oder Fortbildungen. Da wird nicht autoritär von oben entschieden. Auch mit Geistlichen pflegen wir einen Umgang auf Augenhöhe. Wir leben Gastfreundschaft, schlicht und unkompliziert.

Welche Aufgaben haben Sie im Orden im Laufe Ihrer ‚Karriere‘ übernommen?

Ich habe in der Küche angefangen und später im Kinderheim in Grevenbroich auch eine geleitet, nachdem ich eine Ausbildung als Wirtschaftlerin abgeschlossen hatte. 1976 kam ich nach Aegidienberg, absolvierte eine Ausbildung zur Erzieherin und betreute dort rund zehn Jahre lang eine Familiengruppe mit Kindern zwischen zwei und sieben Jahren. Seit 1987 lebe und arbeite ich in Unkel im Christinenstift, zunächst in der Altenpflege und später als Hauswirtschaftsleiterin. Nachdem sich meine Nachfolgerin eingearbeitet hatte, zog ich mich so langsam aus der Verantwortung zurück. Heute helfe ich noch dort, wo es nötig ist, habe immer ein offenes Ohr und engagiere mich nach wie vor in unserer Kirchengemeinde St. Pantaleon.

Stieß Ihr franziskanisches Herz, für andere da zu sein, auch schon einmal an Grenzen?

Oh, ja. In einem besonders kalten Winter ließ ich einen obdachlosen Menschen in einem Schuppen auf unserem Gelände übernachten, gab ihm Decken und etwas zu essen. Ich kannte ihn nicht. Als das bekannt wurde, gab es Ärger, denn es hätte ja sonst was passieren können. Auf der einen Seite standen von Menschen geschaffene Regeln, die ihre Berechtigung haben, etwa zum Versicherungsschutz. Auf der anderen Seite standen die franziskanischen Tugenden der Barmherzigkeit und des Mitgefühls.

Kommen wir zum Schluss noch einmal auf den hl. Franziskus zu sprechen. Gibt es etwas, das Sie an ihm besonders anzieht?

Ich finde es faszinierend, wie selbstverständlich er mit Menschen, Tieren und der Natur umging und dabei immer auf Frieden und Ausgleich bedacht war. Unterschiedslos interessierte er sich für jedes Geschöpf Gottes, unvoreingenommen und ohne Angst. Seine Begegnung mit dem Wolf interpretiere ich für mich als die ehrliche Auseinandersetzung mit meinen eigenen dunklen Seiten, die jeder Mensch hat und mit denen wir uns irgendwie arrangieren müssen, für uns persönlich und für ein gutes Miteinander.

Vielen Dank für das Gespräch! (D.K./S.St.)



Nach Knechtsteden reisten einige Häuser mit Pilgerstäben an



Die Basilika auf dem Gelände des Klosters Knechtsteden war gut gefüllt



Der Chor gab nach dem Mittagessen in der Klosterscheune noch eine Zugabe

Gemeinsam unterwegs im Glauben

Seniorenhäuser pilgern nach Knechtsteden und erstmals auch nach Klausen.

Knechtsteden

Am 01.07. machten sich rund 340 Bewohner und Mieter der Seniorenhäuser gemeinsam mit zahlreichen helfenden Händen auf den Weg zur 16. Sternwallfahrt in das Kloster Knechtsteden nach Dormagen. Durch die angenehmen Temperaturen von rund 24 Grad war die Freude auf das

Wiedersehen und das gemeinsame Glaubensfest bei allen Teilnehmern deutlich spürbar. Ein besonderer Dank gilt den Betreuungskräften, Ehrenamtlichen, Fahrern, Haustechnikern und allen, die im Hintergrund an der Organisation beteiligt waren. Erst sie machen mit ihrer engagierten Unter-

stützung diese Wallfahrt Jahr für Jahr erst möglich!

Den feierlichen Gottesdienst zelebrierte Pater George Jerry Oliparambil, Priester in den Cellitinnen-Seniorenhäusern in Düren, zusammen mit Diakon Jens Freiwald, Leiter Christliche Unternehmenskultur der Stiftung der Cellitinnen, und Mitarbeiterseelsorgerin Dorothy Gockel.

Im Mittelpunkt stand das diesjährige Wallfahrtsmotto „Gelobt seist du!“ – ein Zitat aus dem Sonnengesang des heiligen Franz von Assisi. Es erinnert an die Dankbarkeit für die Schöpfung und erhält in diesem Jahr eine besondere Bedeutung, da weltweit des 800. Todestages des heiligen Franz von Assisi gedacht wird.

Für einen besonderen musikalischen Akzent sorgte der neu gegründete



Gruppenfoto in Klausen mit Geschäftsführerin Dr. Stephanie Kirsch (vorne re.) und Regionalleiter Carsten Tappel (vorne li.)



Die Kirche Maria Heimsuchung in Klausen



Ob in Knechtsteden oder Klausen - für jede Einrichtung gab es eine Kerze

Mitarbeiterchor ‚Miriam Voices‘ unter der Leitung von Nadja Pazzini, Seniorenhausleiterin des Cellitinnen-Seniorenhauses Marienkloster. Mit Klassikern wie dem afroamerikanischen Spiritual ‚Kumbaja My Lord‘, Leonard Cohens ‚Halleluja‘ und den ‚Irischen Segenswünschen‘ verlieh der Chor dem Gottesdienst eine stimmungsvolle Atmosphäre und lud die Pilger zum Mitsingen ein.

Ein besonderer Höhepunkt der Wallfahrt waren erneut das Anzünden und die Segnung der Wallfahrtskerzen. Sie stehen als Zeichen des Glaubens, der Hoffnung und der Gemeinschaft. Jedes Seniorenhaus erhielt eine Kerze als Andenken an diesen Tag. Nach dem deftigen Pilgermahl in der Klosterscheune erhielten alle Pilger den Reisesegen, bevor sie sich mit vielen schönen Eindrücken auf den Heimweg machten.

Klausen

Bereits zwei Wochen später fand die erste Wallfahrt der Seniorenhäuser der Region Trier zur Kirche Maria Heimsuchung in Klausen statt. Damit wurde die Tradition der gemeinsamen Wallfahrten in einer weiteren Region etabliert und bot auch dort vielen Menschen eine wertvolle Gelegenheit zu Begegnung, Gebet und Gemeinschaft.

Begonnen wurde in Klausen um 11.00 Uhr mit einem Gottesdienst in der Klosterkirche, der von Pater Albert Seul OP und Diakon Jens Freiwald festlich gestaltet wurde. Ein besonderes Erlebnis war die Segnung der Wallfahrtskerzen für die drei teilnehmenden Seniorenhäuser. Diese wurden anschließend von den Seniorenhausleitungen Uta Kirsten, Sabrina Schmitz und

Nadja Fritsche entzündet. Durch den Gottesdienst und die geistlichen Impulse wurden bei den Pilgern viele schöne Erinnerungen wachgerufen. Im Rahmen des Gottesdienstes richteten Regionalleiter Carsten Tappel sowie Geschäftsführerin Dr. Stephanie Kirsch persönliche Worte des Dankes an alle Beteiligten. Anschließend kamen alle Pilger auf dem Klostergelände zusammen und genossen einen herzhaften Eintopf, Kaffee und Kuchen. Dabei blieb ausreichend Zeit für Gespräche. Zum Abschluss des gelungenen Wallfahrtstages spendete Diakon Jens Freiwald allen Pilgern den Reisesegen. Mit guten Wünschen und Gottes Segen machten sich anschließend alle auf den Heimweg. Ein Tag der Gemeinschaft, der Begegnung und vieler unvergesslicher Momente ging zu Ende. (A.K./K.W.)

einfachverwurzelt



Beginen und Cellitinnen

Starke Frauen in der Kölner
Stadtgeschichte bilden die Wurzeln
unseres Unternehmens.

Im mittelalterlichen Köln entstand mit der Beginenbewegung eine bemerkenswerte Form weiblicher Selbstorganisation in Europa. Wie es genau dazu kam, ist bis heute ungeklärt. Auch zur Herkunft des Namens gibt es keine sicheren Erkenntnisse.

Die Beginen in Köln

Bekannt ist jedoch, dass sich bereits im frühen 13. Jahrhundert Frauen zu religiös geprägten Gemeinschaften zusammenschlossen, ohne sich den Regeln einer Ordensgemeinschaft zu unterstellen. Die Beginen lebten mitten in der Stadt, arbeiteten eigenständig in verschiedenen handwerklichen Bereichen und kümmerten sich besonders um Arme, Kranke und Sterbende. Gerade in Köln, einer der größten und bedeutendsten Städte des mittelalterlichen Reiches, entwickelte sich die Bewegung besonders stark. Ihr besonderer Stand zwischen Ordensleben und Weltlichkeit ermöglichte ihnen ein Maß an Unabhängigkeit, das für Frauen ihrer Zeit außergewöhnlich war.

Auch wenn der genaue Ursprung ungeklärt ist, wurde die Entwicklung der Beginenbewegung stark durch die gesellschaftlichen Veränderungen des Hochmittelalters begünstigt. Handel und Handwerk nahmen zu, und immer mehr Menschen zogen in die Städte. Gleichzeitig gab es für Frauen nur wenige gesellschaftlich akzeptierte Lebensformen. Die Ehe bedeutete meist wirtschaftliche und soziale Abhängigkeit vom Mann, während das Klosterleben strenge Bindungen verlangte. Viele Frauen suchten deshalb nach einer anderen Form religiösen und sozialen Lebens. Die Beginen boten genau diese Möglichkeit.

Lebensstil und Tätigkeiten

In Köln lebten um 1350 etwa 1.000 Beginen in rund 100 Gemeinschaften. Sie wohnten meist in Häusern, die ihnen von Stiftern oder Stifterpaaren überlassen worden waren. Unter der Leitung einer ‚Meisterin‘ führten sie ein religiös geprägtes Leben im Wechsel von Gebet und Arbeit. Auch ohne den Status von Ordensschwestern orientierten sie sich an einem ordensähnlichen Lebensstil und trugen eine Tracht, die einem Ordenskleid ähnelte. Zugleich konnten sie die Gemeinschaft jederzeit wieder verlassen, persönliches Eigentum besitzen, erwerben und veräußern sowie eigene Einkünfte erzielen, zum

Beispiel als Tuchmacherinnen, Schneiderinnen oder Lehrerinnen. Gerade diese wirtschaftliche Unabhängigkeit machte die Bewegung attraktiv.

Von besonderer Bedeutung für die mittelalterliche Stadtgesellschaft waren jedoch die pflegerischen und fürsorgenden Tätigkeiten der Beginen. In einer Zeit ohne staatliches Gesundheitssystem und organisierte Sozialfürsorge übernahmen sie Aufgaben, die für das Überleben vieler Menschen entscheidend waren. Sie pflegten Kranke und Sterbende und kümmerten sich um Bedürftige. Besonders während der Pestepidemien ab der Mitte des 14. Jahrhunderts waren ihre Dienste unverzichtbar. Damit wurden sie zu einer wichtigen Stütze der städtischen Gemeinschaft.

Ihre Arbeit war daher nicht nur Ausdruck christlicher Nächstenliebe, sondern erfüllte auch eine zentrale soziale Funktion innerhalb der Stadt. Die Beginen trugen dazu bei, soziale Spannungen zu mildern und die Versorgung benachteiligter Bevölkerungsgruppen sicherzustellen.

Von den Beginen zu Ordensfrauen

Die Kirche, aber auch die Handwerkszünfte begnadeten den Beginen jedoch oft mit Misstrauen. Ihre unabhängige Lebensweise geriet immer wieder unter den Verdacht der Ketzerei, und ihre wirtschaftlichen Aktivitäten wurden von den streng geregelten Zünften als Konkurrenz betrachtet. Dennoch wurden viele Gemeinschaften von Bürgern und Geistlichen unterstützt, weil ihre soziale Arbeit unverzichtbar war. So blieben die Kölner Beginen – anders als in manchen anderen Städten – weitgehend von Verfolgungen durch die Inquisition verschont.

Im 15. Jahrhundert geriet die Beginenbewegung zunehmend unter den Druck kirchlicher Behörden. Schließlich stellte man die Gemeinschaften vor die Wahl, entweder eine Ordensregel anzunehmen oder sich aufzulösen. Um ihre Existenz zu sichern, übernahmen die meisten Beginengemeinschaften die Regel des heiligen Augustinus, in der Gottes- und Nächstenliebe an erster Stelle stehen. Die Cellitinnenklöster gingen aus den Beginengemeinschaften hervor.

Unsichere Zeiten

Auch wenn die früheren Beginen durch die Übernahme der Augustinerregel enger an die

kirchliche Hierarchie gebunden wurden, blieben die Schwestern dennoch in hohem Maße für ihre eigene Entwicklung verantwortlich. Auf eine harte Probe stellte sie besonders die Zeit der französischen Besatzung Kölns zwischen 1794 und 1814. Zwar wurden die Cellitinnen wegen ihrer existenziellen Bedeutung für die Armenpflege nicht vollständig verboten, doch unterlagen sie starken Beschränkungen des religiösen Lebens. Auch unter der preußischen Herrschaft ab 1815 änderte sich daran zunächst wenig.

Blütezeit der Cellitinnen

Es ist starken Persönlichkeiten wie der Generaloberin Schwester Anna Maria Merx, die ab 1838 fünfunddreißig Jahre lang den Cellitinnen zur hl. Maria in der Kupfergasse vorstand, zu verdanken, dass die Cellitinnen ihr Ordensleben wieder vollständig aufnehmen konnten. Es folgte eine Blütezeit der drei Gemeinschaften, der Cellitinnen zur hl. Maria in der Kupfergasse, der Genossenschaft der Cellitinnen nach der Regel des hl. Augustinus und der Cellitinnen zur hl. Elisabeth bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Gründung der Stiftungen

Dass sich die Genossenschaft der Cellitinnen und die Cellitinnen zur hl. Maria angesichts rückläufiger Eintrittszahlen dazu entschlossen, ihre Einrichtungen in weltliche Hände zu übergeben, zeugt wiederum von großer innerer Stärke und Verantwortungsbewusstsein. Ohne diese grundlegenden Entscheidungen in den 1990er Jahren gäbe es die seit 2023 unter dem Dach der Stiftung der Cellitinnen vereinten Krankenhäuser, Seniorenhäuser, psychiatrischen Fachkliniken und Einrichtungen der Behindertenhilfe nicht.

Es waren starke Frauenpersönlichkeiten, die vom Mittelalter bis heute durch Durchsetzungsstärke, weitsichtige Entscheidungen und ihr unermüdliches Gebet die Fundamente unseres Unternehmensverbundes gelegt haben. Dafür sind wir ihnen bis heute dankbar. Und deshalb ist es uns ein inneres Anliegen, „diesen Geist der Gründerinnen zu bewahren, wertzuschätzen und zeitgemäß in konkrete Taten umzusetzen“, wie es in der Präambel der Satzung der Stiftung der Cellitinnen heißt. (J.F.)



Die Geschichte von Rosaniya Mariya Bose aus Indien, die in Bornheim ihre neue Heimat gefunden hat.

Manchmal beginnt ein neues Leben mit einer mutigen Entscheidung. Für Rosaniya Mariya Bose fiel sie mit 19 Jahren. Sie verließ ihre Heimat Indien, ihre Familie und ihr gewohntes Umfeld, um in Deutschland eine Ausbildung zur Pflegefachfrau zu absolvieren. Heute hält sie ihr Abschlusszeugnis und ihre Urkunde in den Händen – und blickt stolz auf ihren Weg zurück. Der erfolgreiche Abschluss bedeutet für Rosaniya weit mehr als einen beruflichen Meilenstein. „Dieses Geschenk möchte ich meiner Familie zurückgeben“, sagt sie.

Schon früh hatte sie den Wunsch, im Ausland zu arbeiten und neue Erfahrungen zu sammeln. Nach intensiver Recherche entschied sie sich für Deutschland. Besonders überzeugte sie die enge Verbindung von Theorie und Praxis in der Pflegeausbildung. Während die Ausbildung in Indien stärker wissenschaftlich ausgerichtet ist, ermöglicht das deutsche System einen direkten Kontakt zu den Menschen und ihren individuellen Bedürfnissen.

Durch die Ausbildungsvergütung konnte die junge Inderin erstmals finanziell auf eigenen Beinen stehen. Gleichzeitig bot die Pflegebranche mit ihren vielfältigen Entwicklungsmöglichkeiten eine verlässliche Zukunftsperspektive. Der Schritt in die Selbstständigkeit war ein weiterer wichtiger Antrieb für Rosaniya.

Die ersten Monate waren jedoch nicht einfach. Neben den fachlichen Anforderungen musste Rosaniya ihren Alltag plötzlich selbst organisieren. Kochen, Putzen, Wäsche waschen, alles Aufgaben, die zuvor von ihrer Familie übernommen worden waren. Auch die deutsche Sprache stellte trotz guter Vorbereitung eine Herausforderung dar. Heimweh, Unsicherheit und Zweifel begleiteten diese Zeit.

Was ihr half, waren regelmäßige Gespräche mit ihrer Familie. Ebenso wichtig wurde die Freund-

schaft zu einer Mitauszubildenden, der es ähnlich ging wie ihr. Bis heute unterstützen sich die beiden gegenseitig und meistern gemeinsam neue Herausforderungen.

Besonders motivierend waren für Rosaniya die Begegnungen mit den Bewohnern der Pflegeeinrichtung Cellitinnen-Marienborn St. Sebastian in Bornheim. Freundliche Worte, ein dankbares Lächeln und positive Rückmeldungen stärkten ihr Selbstvertrauen und gaben ihr das Gefühl, angekommen zu sein.

Auch die Unterstützung durch Recruiting, Praxisanleitung und Pflegedienstleitung empfand sie als wertvoll. Ein weiteres Highlight waren die Azubi-Tage und die Basic-Kurse, bei denen neue Kontakte entstanden und der Austausch mit anderen Auszubildenden im Mittelpunkt stand.

Nach dem Examen folgte direkt die nächste Herausforderung. In der Rolle der Pflegefachfrau trug sie plötzlich Verantwortung, übernahm Nachtdienste und musste sich in ihrem neuen Aufgabenbereich behaupten. Diese Erfahrungen haben sie gestärkt.

Heute blickt Rosaniya selbstbewusst nach vorn. Sie möchte sich fachlich weiterentwickeln und langfristig besonders jene Auszubildenden unterstützen, die wie sie ihre Heimat verlassen haben, um sich in Deutschland eine Zukunft aufzubauen.

Wenn sie heute auf ihre Reise zurückblickt, weiß sie, dass sich der Mut gelohnt hat. Aus der jungen Frau, die einst mit großen Träumen nach Deutschland kam, ist eine selbstbewusste Pflegefachfrau geworden, die ihren beruflichen Alltag meistert und ihre Karriere plant. Indien bleibt ihre Heimat – doch Bornheim ist längst ihr Zuhause. „Bornheim ist mein Lebensmittelpunkt – und in Indien mache ich Urlaub“, erklärt sie. (K.J.)



Gamification in der Altersmedizin

Moderne Therapiegeräte in der Altersmedizin nutzen spielerische Elemente, um ältere Menschen wieder zu mobilisieren.

Nach einer längeren Erkrankung oder einem operativen Eingriff spielt die Mobilisierung vor allem bei betagten Patienten eine entscheidende Rolle für die weitere Genesung und die Wiedererlangung größtmöglicher Selbstständigkeit. Ein wichtiger Faktor ist dabei die eigene Motivation. Moderne Therapiegeräte wie der ICAROS Guardian nutzen aus Computerspielen bekannte Elemente, um genau diese

Motivation und den Spaß beim Training zu fördern. Man spricht von Gamification, also der Integration spielerischer Elemente und Prinzipien in die Therapie. Denn Menschen lösen Aufgaben besser, wenn sie Spaß daran haben – in jedem Alter.

Balancierend auf einem Luftkissen müssen die Patienten je nach Leistungsstand und Therapieziel verschiedene Aufgaben ausführen und sich bemühen, das nächste Level zu erreichen. Parallel werden dabei die Trainingsdaten digital erfasst, so dass der Fortschritt dokumentiert wird und der Schwierigkeitsgrad individuell angepasst werden kann.

Aktuell ist das Gerät im Rahmen einer Studie im Cellitinnen-Krankenhaus St. Marien im Einsatz. Ein besonderer Pluspunkt für den Einsatz in der Geriatrie: Das Training spricht sowohl körperliche als auch kognitive Fähigkeiten an. Damit kann es nicht nur zur Mobilisierung, sondern auch zur Stabilisierung der kognitiven Fähigkeiten eingesetzt werden.

Für Sicherheit und Stabilität während der Übungen sorgen die auf Armhöhe platzierten Handgriffe. Während der Übung werden die Nutzer digital angeleitet, ihre Bewegungen möglichst präzise und kontrolliert auszuführen. Diese Kombination fördert gezielt Gleichgewicht, Koordination und Reaktionsfähigkeit. Spezielle Gleichgewichts- und Reaktionsübungen tragen dazu bei, das Sturzrisiko zu reduzieren und die geistige Leistungsfähigkeit zu fördern. Dafür können extra für diese Patientengruppe entwickelte Gleichgewichts- und Reaktionsaufgaben ausgewählt werden. Die Handhabung ist einfach, so dass der Betreuungsaufwand für die Therapeuten geringer ist als in der herkömmlichen Therapie.

Die Verbindung von Therapie und spielerischen Elementen bietet ein ganzheitliches und unterhaltsames Trainingserlebnis. Die Patienten sind motivierter und haben Spaß an der Bewegung. Gerade ältere Menschen profitieren von diesem Ansatz.

Im Cellitinnen-Krankenhaus St. Marien wird das Gerät sowohl in der Akutgeriatrie als auch in der Geriatrischen Rehabilitation und in der Tagesklinik eingesetzt. (N.H.)

Zwischen Aufbruch und Orientierung

Die Cellitinnen-Marienborn St. Agatha Fachklinik für Seelische Gesundheit beginnt mit der Behandlung Adoleszenter.

Der überwiegende Teil psychischer Erkrankungen beginnt bereits in jungen Jahren. Rund 75 Prozent aller psychischen Störungen treten erstmals in der Kindheit, Jugend oder im frühen Erwachsenenalter auf. Dennoch bestehen in Deutschland nach wie vor erhebliche Versorgungslücken an den Schnittstellen zwischen der Kinder- und Jugendpsychiatrie (KJP) und der Erwachsenenpsychiatrie. Die Folge: Viele Betroffene brechen Behandlungen ab, erleben eine Verschlechterung ihrer Symptomatik oder entwickeln frühzeitig chronische Krankheitsverläufe.

Mit seinem Konzept einer Transitionspsychiatrie für junge Erwachsene im Alter von 18 bis maximal 30 Jahren schließt Dr. Hans-Christian Schilling, Ärztlicher Direktor der St. Agatha Fachklinik, eine wichtige Versorgungslücke. Damit erhöht sich für die Betroffenen die Chance, Krankheitsverläufe positiv zu beeinflussen und einer Chronifizierung wirksam vorzubeugen.

Das Konzept verbindet moderne psychiatrische Behandlungsstandards mit entwicklungspsychologischem Verständnis und trägt den besonderen

Herausforderungen dieser Lebensphase Rechnung. Ziel der Behandlung ist es, psychische Erkrankungen leitliniengerecht zu diagnostizieren und zu behandeln sowie akute Krisen zu stabilisieren. Gleichzeitig stehen die Förderung von Autonomie, Identitätsentwicklung und Selbstwirksamkeit sowie die Unterstützung bei Ausbildung, Beruf und sozialer Integration im Mittelpunkt. Durch eine frühzeitige und passgenaue Behandlung sollen langfristige Beeinträchtigungen vermieden und die Langzeitprognose verbessert werden.

Die Behandlung verläuft multiprofessionell und mit dem Fokus auf die persönlichen Genesung, Selbstbestimmung und Lebensqualität (recovery-orientiert). Alle Berufsgruppen arbeiten eng zusammen, um individuelle Entwicklungsverläufe und persönliche Lebenssituationen angemessen zu berücksichtigen. Mit Zustimmung der Patienten werden Angehörige – insbesondere Eltern und Geschwister – in den Behandlungsprozess einbezogen, da sie einen wesentlichen Teil des unmittelbaren Lebensumfeldes

bilden und häufig selbst von den Belastungen betroffen sind. Diese wechselseitige Dynamik erfordert Psychoedukation (Hilfe zur Selbsthilfe durch Wissen), Beratung und ein hohes Maß an Empathie für alle Beteiligten.

Ein besonderer Schwerpunkt liegt auf der Förderung persönlicher Ressourcen und alltagspraktischer Kompetenzen. Neben der Strukturierung des Tagesablaufs und der Verbesserung der Schlafhygiene werden soziale Kompetenzen gestärkt, Problemlösestrategien entwickelt und dysfunktionale Denk- und Interpretationsmuster reflektiert. Themen wie Selbstversorgung, Selbstverantwortung, Wohnen, Mobilität und Freizeitgestaltung sind ebenso Bestandteil der Therapie wie die Förderung von Selbstwert, Identität und sozialer Teilhabe.

Die Transitionspsychiatrie versteht sich damit als Brücke zwischen Jugend- und Erwachsenenpsychiatrie. Sie schafft Kontinuität in einer entscheidenden Lebensphase und eröffnet jungen Menschen die Möglichkeit, ihren weiteren Lebensweg mit Stabilität, Zuversicht und größtmöglicher Selbstständigkeit zu gestalten. (I.O.)





Mitglieder des Fast-Track-Teams v.li.: Dr. Luisa Horstmann, Oberärztin Klinik für Allgemein- und Viszeralchirurgie, Sarah Jäschke, Fast Track-Assistentin, Prof. Dr. Stefan Weber, Chefarzt Klinik für Anästhesie, Intensivmedizin und Schmerztherapie

„Fast Track“

Gut vorbereitet in die OP -
Sicher begleitet -
Schneller genesen.

Ein Krankenhausaufenthalt ist für viele Menschen mit Unsicherheit, Schmerzen und langen Erholungszeiten verbunden. Auch die Krankenhäuser der Cellitinnen setzen deshalb auf moderne Konzepte, die die Genesung fördern, Komplikationen reduzieren und die Liegezeiten nach einer Operation verkürzen.

Ein wissenschaftlich fundierter Ansatz ist das ‚Fast-Track-Konzept‘, international als ‚Enhanced Recovery After Surgery‘ (ERAS) bekannt. Im Mittelpunkt steht ein ganzheitliches Konzept, das den gesamten Behandlungsprozess von der Vorbereitung vor der Aufnahme über die Operation bis zur Entlassung und Nachsorge strukturiert. Ziel ist es, den Körper möglichst wenig zu belasten, die natürlichen Heilungsprozesse gezielt zu unterstützen und Patienten schneller und sicherer in ihren Alltag zurückzubringen.

Das Cellitinnen-Krankenhaus Heilig Geist in Köln hat dafür in speziell ausgebildete Mitarbeiter und klare Strukturen investiert und setzt das Konzept zunächst in der Allgemeinchirurgie um. Ein wichtiger Baustein ist die Fast-Track-Sprechstunde bereits vor dem stationären Aufenthalt. Dort erfolgt unter anderem ein Ernährungsscreening, um eine Mangelernährung frühzeitig zu erkennen und die Patienten bei Bedarf bis kurz vor der OP mit hochkalorischer Trinknahrung zu unterstützen. Ergänzend erhalten die Patienten umfangreiche Informationsmaterialien sowie ein Patiententagebuch, das sie durch den gesamten Behandlungsprozess begleitet.

Eine Schlüsselrolle übernimmt die ausgebildete Fast-Track-Assistentin Sarah Jäschke. Sie ist während der gesamten Patientenreise die feste Ansprechpartnerin, koordiniert die Abläufe und übernimmt die tägliche Fast-Track-Visite. „Wir nehmen uns Zeit für diese Gespräche, denn wer versteht, was passiert, hat weniger Angst. So schaffen wir die besten Voraussetzungen

dafür, dass der Körper optimal heilen kann.“, betont Jäschke. Auch für die internen Abläufe ist das Programm ein großer Gewinn: „Die Fast-Track-Assistentin ist für uns eine wichtige Schnittstelle. Sie begleitet die Patienten kontinuierlich und erkennt früh, wenn Unterstützungsbedarf besteht. Das erleichtert die interdisziplinäre Zusammenarbeit und sorgt für einen reibungslosen Behandlungsablauf“, betont Chirurgin Luisa Horstmann.



Auch rund um die Operation selbst wird vieles anders gemacht. Statt langer Nüchternphasen dürfen Patienten bis kurz vor dem Eingriff auch noch kohlehydratreiche Drinks zu sich nehmen. Die Operation erfolgt, wenn möglich, minimalinvasiv und mit schonenden Narkoseverfahren. Ein modernes Schmerzmanagement sorgt dafür, Schmerzen wirksam zu lindern und gleichzeitig Nebenwirkungen sowie den Einsatz starker Schmerzmittel möglichst gering zu halten. „Wir kombinieren verschiedene Ansätze, damit die Patientinnen und Patienten beweglich bleiben und sich nicht durch Schmerzen ausbremsen lassen.“, so Anästhesistin Alina Zettner.

Nach der Operation setzt das Fast-Track-Konzept konsequent auf eine frühe Mobilisierung. Das bedeutet, schon am OP-Tag werden Patienten im Heilig Geist in den Stand mobilisiert und verbringen bereits an Tag 1 nach der Operation idealerweise vier Stunden außerhalb des Bettes, angeleitet von Pflege und Physiotherapie. Auch die rasche Rückkehr zu normaler Kost mit einem speziellen Ernährungsplan ist wichtiger Bestandteil des Programms. So werden die

körperliche Erholung und das Gefühl der Selbstständigkeit gleichermaßen gefördert.

Die Vorteile dieses Ansatzes sind wissenschaftlich gut belegt. Patienten erholen sich schneller, erleiden seltener Komplikationen und können früher nach Hause zurückkehren. Gleichzeitig verkürzen sich die Liegezeiten im Krankenhaus. Das Programm eignet sich grundsätzlich für alle Patienten, die körperlich ausreichend stabil sind, unabhängig von ihrem Alter. (B.S.)

Fast Track auf einen Blick:

Fast Track (Enhanced Recovery After Surgery, ERAS) bezeichnet ein modernes Behandlungskonzept, das die Betreuung vor, während und nach einer Operation verbessert. Durch die enge Zusammenarbeit verschiedener Fachbereiche und aufeinander abgestimmte Maßnahmen sollen Patienten schneller wieder fit werden und Komplikationen vermieden werden.

Chronischen Schmerzen die Macht nehmen

Multimodale stationäre Schmerztherapie in Bayenthal verhilft Schmerzpatienten zu besserer Lebensqualität.

Seit Jahresbeginn liegt die Leitung der multimodalen stationären Schmerztherapie an der Betriebsstelle St. Antonius des Cellitinnen-Severinsklösterchens Krankenhaus der Augustinerinnen und St. Antonius in den Händen von Dr. Jan H. Reessing, Chefarzt der Klinik für Anästhesiologie, Intensivmedizin und Schmerzmedizin. Die Redaktion von einfachCellitinnen hat ihn und Oberarzt Florian Gass gefragt, was die neue Leitung für die Patienten bedeutet und welche Wege es gibt, trotz chronischer Schmerzen wieder zu mehr Lebensqualität zu finden.

Herr Dr. Reessing, die Abteilung für Schmerztherapie gehört nun zu Ihrer Klinik. Streben Sie Neuerungen an?

Ja, zum Beispiel machen wir zusätzliche Angebote im Bereich der interventionellen Verfahren, etwa die Schmerzmittelgabe über einen Katheter oder Infusionen. Damit können wir bei Schmerzpatienten, die noch nicht gut eingestellt sind oder unter starken Schmerzen leiden, den Schmerz lindern. So können sich die Patientinnen und Patienten besser auf die weitere Therapie einlassen.

An wen richtet sich die stationäre Schmerztherapie?

Gass: Wir behandeln Patientinnen und Patienten mit chronischen Schmerzen, die seit mindestens drei bis sechs Monaten bestehen. Bei diesen manifestierten Schmerzen steht die einge-



Dr. Jan H. Reessing



Oberarzt Florian Gass

schränkte Mobilität oft nicht mehr allein im Vordergrund. Häufig sind auch das Berufs- und Sozialleben erheblich beeinträchtigt, die Lebensqualität nimmt ab und viele Betroffene verlieren an Lebensfreude und Vitalität. In schweren Fällen kann sich daraus eine schwere Depression entwickeln.

Wie hilft dann der multimodale Ansatz der stationären Schmerztherapie?

Gass: Ziel einer multimodalen Behandlung ist neben der Schmerzreduktion vor allem die Verbesserung der Lebensqualität. Es geht darum, Wege zu finden, mit dem Schmerz umzugehen und ihn nicht das Leben bestimmen zu lassen. Dazu gehören Einzel- und Gruppengespräche mit Psychotherapeuten. Auch die Kunsttherapie hilft vielen, den Schmerz in den Hintergrund treten zu lassen,

während der Kopf an etwas arbeitet. Ein weiterer ganz wichtiger Pfeiler ist Bewegung, sowohl in Form von Ausdauer- als auch von Krafttraining. Hier ist die Abteilung Physiotherapie stark in das Therapieprogramm eingebunden. Das Zusammenspiel dieser Therapiebausteine lässt die Schmerzen zwar nicht gänzlich verschwinden, hilft den Betroffenen aber, mit ihnen leben zu lernen. (S.Sch.)

Fakten & Kontakt

Der stationäre Aufenthalt dauert in der Regel 14 Tage.

Die Kontaktaufnahme erfolgt entweder über den Hausarzt oder die ambulante Schmerztherapie: schmerztherapie.kh-antonius@cellitinnen.de, 0221 3793-1043



Mehr als nur Medizin

Warum auch das Essen über die Genesung entscheidet.

Im Krankenhaus entscheidet nicht nur Hightech-Medizin über den Erfolg. Ein unterschätzter Hebel liegt auf dem Teller: der Ernährungszustand der Patienten. Dr. Stephanie Micke, Chefin der Geriatrie im Cellitinnen-Krankenhausverbund St. Petrus & St. Josef, schaut deshalb ganz genau hin. Eine gute Nährstoffversorgung bildet das Fundament jeder Therapie. Ohne Energie heilt kein Körper.

„Ein gut genährter Körper besitzt Reserven. Er schließt Wunden schneller, wehrt Infektionen ab und kommt nach Operationen rascher wieder auf die Beine“, erklärt Micke aus ihrer täglichen Praxis. Doch die Realität sieht häufig anders aus: Viele der Patienten in der Altersmedizin bringen bereits ein massives Nährstoffdefizit mit. Oft beginnt dieser Abbau schleichend im Alltag, weil der Appetit im Alter schwindet und das Einkaufen schwerfällt. Krankheiten zehren die letzten Reserven dann blitzschnell auf.

Der Gesetzgeber zieht nun Konsequenzen aus diesem Risiko. Ein neues Gesetz verpflichtet deutsche Krankenhäuser ab sofort zu einem standardisierten Ernährungsscreening direkt bei der Aufnahme. Risikopatienten werden dadurch nicht mehr zufällig entdeckt, sondern systematisch mittels Screening-Bögen erfasst. „Für uns ist dieses Screening kein lästiger Pflichttermin, sondern seit Jahren gelebte Praxis“, betont die Chefin. Das Team fängt Defizite sofort bei der Einweisung ab, um Komplikationen und lange Liegezeiten massiv zu senken.

Dabei sind Angehörige die wichtigsten Verbündeten. Niemand kennt die Vorlieben und Essgewohnheiten der Patienten besser als sie. Die Klinik ermutigt Familien daher aktiv, das Personal anzusprechen, wenn das Essen unberührt bleibt oder vertraute Wünsche fehlen. In einem großen Klinikbetrieb lässt sich nicht alles erahnen, aber das Team kann flexibel reagieren.

Die Pflegekräfte haben die Tablettts im Blick. Zudem unterstützen spezialisierte Ernährungsberaterinnen im Haus. Ob eiweißreiche Kost, angepasste Konsistenzen bei Schluckbeschwerden oder hochkalorische Zusatznahrung – die Experten finden für jeden Patienten die passende Lösung. Mangelernährung ist kein Schicksal, sondern eine therapeutische Aufgabe, die nur gemeinsam gelingt. Wer gut genährt in die Behandlung geht, ist schneller wieder zu Hause. (S.L.)

Foto: Getty Images

einfach kompetent



Dr. Christoph Buken ist selbst begeisterter Kicker

Ein starkes Team gegen Sportverletzungen

Mit DFB-Zertifikat und FIFA Diploma in Football Medicine verbinden zwei Orthopäden am Cellitinnen-Krankenhaus St. Franziskus internationale Fußballkompetenz mit moderner Gelenkchirurgie.

Ob Bundesliga, Kreisliga oder Bolzplatz – wo Fußball gespielt wird, gehören Verletzungen zum Spiel. Muskelverletzungen, Bänderrisse oder Meniskusschäden zählen zu den häufigsten Folgen der Zweikämpfe und schnellen Richtungswechsel. Besonders Knie

und Sprunggelenke sind stark belastet. Damit Betroffene möglichst schnell wieder auf den Platz zurückkehren können, sind Erfahrung und spezialisierte medizinische Expertise gefragt.

Genau diese hat das Cellitinnen-Krankenhaus St. Franziskus mit Dr. Sven Nikolaus Königsfeld (Klinik für Orthopädie I, Endoprothetik) und Dr. Christoph Buken (Klinik für Orthopädie III, Sporttraumatologie und Arthroskopie) zu bieten. Beide Oberärzte verfügen über das DFB-Zertifikat Fußballmedizin; Buken außerdem über das FIFA Diploma in Football Medicine.

Was es mit beiden Diplomen auf sich hat:

- Das FIFA Diploma ist ein international anerkanntes Fortbildungsprogramm des Fußball-Weltverbandes für Ärztinnen und Ärzte, Physiotherapeuten und andere Gesundheitsberufe. Es umfasst 42 Module, die von internationalen Experten entwickelt wurden. Ziel ist die evidenzbasierte Diagnostik, Behandlung und Prävention fußballspezifischer Erkrankungen und Verletzungen.
- Auch das DFB-Zertifikat Fußballmedizin legt einen starken Schwerpunkt auf Prävention und Praxisnähe. Gelehrt werden die besonderen Anforderungen des Trainings- und Spielbetriebs, die Akutversorgung am Spielfeldrand sowie die medizinische Betreuung nach Verletzungen bis zum Return-to-play. Zudem besteht ein kontinuierlicher Austausch mit Teamärzten bis in den Bundesligabereich.

Die meisten Patienten sind keine Profisportler, sondern Amateurlkicker. Allein im Fußballverband Mittelrhein sind mehr als 150.000 Aktive im Vereinsfußball organisiert, die regelmäßig auf dem Platz stehen und sich Verletzungen zuziehen können.

Bei Sportverletzungen und Verschleiß greift im St. Franziskus die perfekte Arbeitsteilung. Buken kümmert sich per Arthroskopie minimalinvasiv um die ‚Reparatur‘ von Meniskus und Bändern. Und sollte der fortgeschrittene Knorpelverschleiß nach Jahren auf dem Platz doch das finale Foul bedeuten, wechselt Königsfeld als Endoprothetik-Spezialist den verschlissenen Teil des Gelenks passgenau aus. Perfektes Zusammenspiel: 1:0 gegen den Schmerz! (I.G.)



Regionalleiter Dino Kierdorf
begrüßt die Ehrenamtlichen



Eine der drei Führungen
im Museum Kunstpalast



Zufriedene Gesichter am Tisch
der Ehrenamtlichen aus Kleve

Nach Düsseldorf? Ja, unbedingt.

Die Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria bedankte sich bei den engagierten Helfern der Einrichtungen in Köln und Umgebung sowie aus Kleve mit einem besonderen Tag im Düsseldorfer Ehrenhof.

Nach Düsseldorf?“, mögen sich einige der rund 50 ehrenamtlich Tätigen aus den Einrichtungen der Region Köln zunächst gefragt haben. „Warum denn ausgerechnet in den nördlichsten Stadtteil Kölns?“ Doch so viel sei vorweggenommen: Am Ende des Tages waren sich alle einig, dass sich das Ausflugsziel gelohnt hatte, aber der Reihe nach.

Gegen 11:30 Uhr trafen die ersten Besucher im Ehrenhof ein, einem Architektur- und Kulturensemble aus den 1920er-Jahren. Der Regen hatte an diesem Tag eine Pause eingelegt, und bei einem Wechsel aus Sonne und Wolken sowie angenehmen Temperaturen begrüßten die Servicemitarbeiter des Café-Restaurants Anna Maria die Ehrenamtlichen auf der Terrasse mit einem Glas Sekt.

Christian Opel, Seniorenhausleiter der Cellitinnen-Hausgemeinschaften St. Augustinus, und Dino Kierdorf, Leiter der Region Köln & Niederrhein, hießen die Gäste willkommen. Beide würdigten den besonderen Einsatz der Ehrenamtlichen in den Einrichtungen und dankten ihnen für die vielen Stunden, die sie freiwillig zum Wohl anderer einbringen.

Nach einem hervorragenden Dreigang-Menü, bei dem die Gäste zwischen Fisch, Fleisch und einer vegetarischen Variante wählen konnten, blieb noch Zeit für einen Kaffee, bevor die Gruppe entspannt die rund 30 Meter zum Museum Kunstpalast zurücklegte. Dort warteten bereits die Museumsführer. Rund eine Stunde lang ging es durch die Sonderausstellung „Monet – Cézanne – Matisse: Die Sammlung Scharf“.

Die Kunstvermittler verstanden es, die Zusammenhänge zwischen den Werken und den Künstlern anschaulich zu erläutern und die Fragen der Teilnehmer kompetent zu beantworten.

Nach dem Rundgang erwarteten die Gäste im Anna Maria bereits Kaffee und Kuchen. Wer sich vor der Heimreise noch etwas die Füße vertreten wollte, genoss an der rund 100 Meter entfernten Rheinpromenade den Blick auf die Düsseldorfer Skyline mit ihren charakteristischen Schrägseilbrücken.

Um 17:00 Uhr ging ein entspannter, informativer und kulinarisch genussvoller Ehrenamtstag zu Ende und die Ehrenamtlichen verließen in bester Stimmung ihre Landeshauptstadt. (S.St.)

Protest gegen die Sparpolitik im Gesundheitswesen

Mit symbolisch geschlossenen Türen beteiligten sich die Mitarbeiter der Celltinnen-Krankenhäuser im Juni an einer bundesweiten Aktion gegen die aktuelle Gesundheitspolitik.





«

In der aktuellen wirtschaftlichen Situation noch Gelder einzusparen, ist toxisch. Daher haben wir uns an den Protestaktionen beteiligt. Besonders schmerzhaft könnten die Einsparungen für freigemeinnützige Träger werden, also Kliniken in kirchlicher oder karitativer Hand. Denn hier springt keine Kommune ein, wenn es kritisch wird.

Gunnar Schneider, Vorstand der Stiftung der Cellitinnen

»



Zwei Standorte, eine gemeinsame Zukunft

Der Klinikverbund St. Petrus und St. Josef bündelt seine Kompetenzen und entwickelt seine medizinische Versorgung in Wuppertal und der Region gezielt weiter.

Die Gesundheitsversorgung befindet sich bundesweit in einem tiefgreifenden Wandel. Die Krankenhausreform, der demografische Wandel, steigende Qualitätsanforderungen und der zunehmende Fachkräftemangel stellen Krankenhäuser vor große Herausforderungen. Gleichzeitig eröffnen sie die Chance, medizinische Leistungen noch gezielter zu bündeln und spezialisierte Angebote weiter auszubauen.

Vor diesem Hintergrund entwickelt der Cellitinnen-Klinikverbund St. Petrus und St. Josef seine beiden Wuppertaler Krankenhausstandorte strategisch weiter. Ziel ist es, die Stärken beider Häuser konsequent auszubauen und sie langfristig zukunftssicher aufzustellen.

Rückkehr zu bewährten Kompetenzen

Das Cellitinnen-Krankenhaus St. Josef schlägt dabei bewusst ein neues Kapitel auf und knüpft gleichzeitig an seine lange Tradition an. Das traditionsreiche ‚Kapellchen‘ entwickelt sich zu einem spezialisierten Zentrum für Bewegung, Rheumatologie und gesundes Altern.

Unter dem Leitmotiv ‚Don't worry. Be active!‘ entstehen fünf medizinische Schwerpunkte, die sehr gut zueinander passen und sich ergänzen: Orthopädie und Sportorthopädie, Wirbelsäulenchirurgie, Rheumatologie, multimodale Schmerztherapie sowie konservative Geriatrie.

Damit rückt genau das in den Mittelpunkt, wofür das St. Josef seit vielen Jahren überregional geschätzt wird: planbare Medizin rund um Mobilität, Lebensqualität und gesundes Altern. Die Intensivstation bleibt dabei weiterhin ein wichtiger Bestandteil des medizinischen Angebots.

Notfallversorgung aus einer Hand

Parallel dazu wird die Akut- und Notfallversorgung innerhalb des Klinikverbundes am Cellitinnen-Krankenhaus St. Petrus gebündelt. Dort werden künftig sämtliche internistischen, chirurgischen und unfallchirurgischen Notfälle zentral versorgt.

Diese Konzentration folgt einer klaren medizinischen Logik. Viele Fachbereiche werden bereits heute standortübergreifend von denselben Chefärzten verantwortet. Durch die räumliche Zusammenführung können personelle und organisatorische Ressourcen noch gezielter eingesetzt werden. Gleichzeitig profitieren die Patienten von kurzen Wegen, einer hohen fachlichen Verfügbarkeit und einer leistungsstarken Notfallmedizin an einem zentralen Standort.

Zwei starke Profile – ein gemeinsames Ziel

Die neue Struktur stärkt beide Häuser gleichermaßen. Während sich das St. Petrus als leistungsfähiger Akut- und Notfallstandort weiterentwickelt, konzentriert sich das St.



Josef auf hochspezialisierte, planbare Medizin. „Wir entwickeln unsere Standorte nicht gegeneinander, sondern miteinander weiter“, betonen die Geschäftsführer Jan Köhler und Dr. Guido Lerzynski. „Jeder Standort erhält ein klares medizinisches Profil, das optimal auf die Bedürfnisse der Patienten abgestimmt ist und die Kompetenzen des gesamten Klinikverbundes ergänzt. Veränderung bedeutet nicht, Bewährtes aufzugeben. Sie bedeutet, unsere Stärken neu zu ordnen und dort auszubauen, wo sie den größten Nutzen für unsere Patienten entfalten.“

Ein wichtiger Bestandteil dieses Weges ist die enge Einbindung der Mitarbeiter. In Arbeitsgruppen werden Ideen und Erfahrungen aus den Teams aufgenommen und in den Veränderungsprozess integriert. Gleichzeitig steht fest: Die Neuausrichtung erfolgt ohne betriebsbedingte Kündigungen. Vielmehr sollen vorhandene Kompetenzen gezielt weiterentwickelt und neue Perspektiven eröffnet werden.

Mehr als eine strukturelle Veränderung

Begleitet wird die medizinische Neuausrichtung durch die Bewegungsoffensive ‚Don't worry. Be active!‘. Mit Kooperationen, In-

formationsveranstaltungen und Aktionen rund um Bewegung, Prävention und gesundes Altern möchte sich das St. Josef künftig auch über die Grenzen des unmittelbaren Einzugsbereichs hinaus als Kompetenzzentrum etablieren.

Parallel dazu werden die freiwerdenden Flächen am Standort St. Josef schrittweise modernisiert und an die Anforderungen eines spezialisierten Fachkrankenhauses angepasst. Auch am Standort St. Petrus sind weitere Investitionen vorgesehen.

Die Weiterentwicklung der beiden Standorte ist deshalb mehr als eine organisatorische Veränderung. Sie ist ein klares Bekenntnis zu einer modernen, leistungsfähigen und zukunftsorientierten Gesundheitsversorgung. Mit zwei starken Profilen, einer engen Zusammenarbeit und dem gemeinsamen Anspruch, Medizin auf höchstem Niveau anzubieten, stellt sich der Klinikverbund St. Petrus und St. Josef den Herausforderungen der kommenden Jahre. (C.N.)



Dr. Eva Heilf
mit Patientinnen

Gender- medizin in der Lungen- heilkunde

Was Lungenvolumen, Hormone
und Geschlecht für Diagnose und
Therapie bedeuten.

Während es bei einem Herzinfarkt bekannt ist, dass Frauen andere Symptome zeigen als Männer, ist das Thema in der Pneumologie noch nicht wirklich präsent“, sagt Dr. Eva Heilf. Die 35-jährige Kölnerin ist Funktionsoberärztin in der Klinik für Innere Medizin und Pneumologie am Cellitinnen-Krankenhaus St. Marien. Sie hat sich mit den Unterschieden zwischen Männern und Frauen im Hinblick auf die drei großen Krankheitsbilder der Pneumologie – Asthma, COPD und Lungenkrebs – beschäftigt. In allen Bereichen hat sie Unterschiede festgestellt.

Gendermedizin ist hier das Schlagwort. Sie umfasst sowohl körperliche Merkmale wie Körperbau, Hormonhaushalt und Zyklus als auch soziokulturelle, wie Einkommen und Bildung. Dabei ist Heilf wichtig: „Bei der Gendermedizin geht es darum, Geschlechtsunterschiede in der Medizin adäquat zu berücksichtigen, was viel zu lange zu wenig geschehen ist.“

Frauen haben zum Beispiel engere Atemwege und ein geringeres Lungenvolumen als Männer, was bei der Dosierung von Inhalativa berücksichtigt werden sollte. Normwerte orientieren sich aber häufig an männlichen Beispielen. „Frauen empfinden Atemnot stärker, als Messwerte vermuten lassen“, so Heilf. Das führe dazu, dass die Symptome fälschlich auf psychische Ursachen, Einbildung oder Stress zurückgeführt würden.

Bei asthmatischen Erkrankungen zeigt sich ein anderes Phänomen. Vor dem Eintritt der Pubertät sind hier mehr Jungen betroffen als Mädchen. Danach ist es umgekehrt, bis sich nach der Menopause die Zahl wieder angleicht. „Das lässt auf den Einfluss des Hormonaushalts schließen“, erklärt Heilf. „Auch der akute Verlauf ist bei Frauen abhängig vom Zyklus. Doch die Forschung dazu steckt noch in den Kinderschuhen“, sagt sie und wünscht sich standardisierte Vorgaben zur Erhebung von geschlechtsspezifischen Daten bei jedem Studiendesign.

Auch bei den Entstehungsformen von Lungenkrebs spielen Hormone eine Rolle. So seien bei Frauen manche Tumormutationen häufiger als bei Männern. Frauen sprächen besser auf Immuntherapien an, dafür seien sie aber häufiger von Nebenwirkungen betroffen.

„Alle medizinischen Fachrichtungen“, da ist sich die Funktionsoberärztin sicher, „werden in Zukunft konsequent gendermedizinische Aspekte berücksichtigen müssen. Zum Vorteil beider Geschlechter.“ (N.H.)

Gemeinsam unterwegs



Auf der Sion-Kölsch-Party hatten die Praxisanleiter viel Spaß

Insgesamt 13 Betriebsausflüge bietet die MARIENBORN gGmbH 2026 ihren Mitarbeitern zur Auswahl an.

Wertschätzung ist für uns weit mehr als nur ein Wort. Sie ist ein fester Bestandteil unserer Unternehmenskultur und fest in den Grundwerten der Stiftung der Cellitinnen verankert. Tag für Tag leisten unsere Mitarbeiter Großartiges, mit Engagement, Herzblut und persönlichem Einsatz. Mit den zentral organisierten Betriebsausflügen möchten wir ihnen für dieses tägliche Engagement danken und zugleich besondere gemeinsame Erlebnisse ermöglichen.

Auch 2026 erwartet die Kollegen aller Einrichtungen wieder ein abwechslungsreiches Programm. Den Organisatoren ist es wichtig, allen Mitarbeitern – unabhängig von Dienstzeiten oder Tätigkeitsbereich – die Möglichkeit zu geben, einen gemeinsamen Tag abseits des beruflichen Alltags zu verbringen. Die Ausflüge schaffen Raum für Begegnungen, neue Kon-

takte und gemeinsame Erinnerungen.

Insgesamt stehen 13 unterschiedliche Angebote zur Auswahl. Kulturinteressierte dürfen sich beispielsweise auf einen Besuch im Kölner Händeschen-Theater oder einen Ausflug in den Kölner Zoo freuen. Wer es aktiver mag, kann bei einer Fahrradtour entlang des Rheins die Region entdecken oder sich im Kletterwald sportlich herausfordern.

Darüber hinaus werden zwei Busreisen in die Niederlande angeboten. Die Ziele sind die historische Stadt Maastrecht sowie der stimmungsvolle Weihnachtsmarkt in den Fluweelengrotten von Valkenburg.

Auch für alle, die Geselligkeit und Unterhaltung schätzen, ist etwas dabei. Ob bei der Sion-Kölsch-Disco, einer Party-Schiffahrt auf dem Rhein, oder

einer Rotweinwanderung in Altenahr – gute Stimmung und unvergessliche Momente sind und waren garantiert.

Kreative Köpfe kommen ebenfalls auf ihre Kosten. In zwei Keramik-Workshops können individuelle Kunstwerke gestaltet werden, die zugleich ein persönliches Andenken an einen besonderen Tag schaffen.

Natürlich darf auch ein Besuch im Phantasialand nicht fehlen. Der beliebte Freizeitpark liegt quasi direkt vor unserer Haustür und verspricht Spaß und Abenteuer für alle Generationen.

Mit den Betriebsausflügen 2026 möchte die Geschäftsführung der MARIENBORN nicht nur ihre Wertschätzung zum Ausdruck bringen, sondern auch den Zusammenhalt, den gegenseitigen Austausch und die Freude am gemeinsamen Erleben fördern, die unsere Gemeinschaft tragen. (L.B.)



Das Team der Radiologie

Fortschritt im Fokus

Moderne Medizintechnik verändert Arbeit und Versorgung.

Mit umfangreichen Umbauten und der Inbetriebnahme hochmoderner Großgeräte haben Radiologie und Kardiologie am Cellitinnen-Krankenhaus St. Vinzenz in Köln einen entscheidenden Entwicklungsschritt vollzogen. Die Investitionen stärken nicht nur die medizinische Leistungsfähigkeit, sondern prägen auch den Arbeitsalltag der Mitarbeiter – mit neuen Anforderungen, effizienteren Abläufen und wachsender Motivation.

Die umfassenden Umbau- und Modernisierungsmaßnahmen in zwei zentralen medizinischen Bereichen des St. Vinzenz markieren einen wichtigen Schritt für die Zukunftsfähigkeit des Standorts. Sowohl in der Klinik für Radiologie unter der Leitung von Professor Dr. Daniel Thomas als auch in der Klinik für Kardiologie und Rhythmologie unter der Leitung von Professor Dr. Jan-Malte Sinning wurden in den vergangenen Monaten bauliche Veränderungen umgesetzt und hochmoderne Großgeräte installiert, die eine spürbare Auswirkung auf die Patientenversorgung sowie auf den Arbeitsalltag der Mitarbeiter haben.

Die neuen Geräte

In der Radiologie konnte die Modernisierung mit Austausch und Inbetriebnahme der zweiten neuen DSA-Anlage erfolgreich abgeschlossen werden. Damit stehen nun zwei topmoderne, leistungsstarke Systeme für interventionelle Verfahren zur Verfügung. Diese ermöglichen ein breites Spektrum minimalinvasiver Behandlungen – von komplexen Gefäßinterventionen in allen Gefäßterritorien bis hin zu spezialisierten Verfahren etwa bei Gelenkerkrankungen oder onkologischen Indikationen. Ein besonderer Vorteil der neuen Anlagen liegt in der deutlich reduzierten Strahlenbelastung, was insbesondere für jüngere Patienten von Bedeutung ist.

Parallel dazu wurde auch die Kardiologie gezielt weiterentwickelt. Mit der Einrichtung eines fünften Herzkathetermessplatzes reagiert die Klinik auf steigende Fallzahlen und die zunehmende Komplexität der Eingriffe. Moderne bildgebende Verfahren und innovative Diagnostiksysteme ermöglichen eine noch präzisere Beurteilung von Gefäßveränderungen und unterstützen eine passgenaue Therapieplanung. Gleichzeitig schaffen zusätzliche Kapazitäten mehr Flexibilität im Alltag und stärken



Damit stehen nun zwei topmoderne, leistungsstarke Systeme für interventionelle Verfahren zur Verfügung.



die Versorgungssicherheit insbesondere im Notfallbetrieb.

Mit der im April 2026 erfolgten Einführung der weltweit ersten Installationen der neuen Diagnoseplattform ‚IntraSight Plus‘ in Köln-Nippes übernimmt das St. Vinzenz zudem eine internationale Vorreiterrolle. Das System verbindet drei Untersuchungsmethoden – den Gefäßultraschall (IVUS), eine Druckmessung im Gefäß und die Röntgendarstellung. Es ermöglicht so eine besonders detaillierte Beurteilung der Gefäßsituation. Die Entscheidung der ausführenden Firma Philips für den Standort Köln unterstreicht das große Vertrauen in die kardiologische Expertise des Hauses.

Expertise der Mitarbeiter und Plus für die Patienten

So bedeutend diese technischen Fortschritte sind, so eng sind sie mit den Erfahrungen der Mitarbeiter während der Umbauphasen verknüpft. Baumaßnahmen im laufenden Klinikbetrieb stellen alle Beteiligten vor besondere Herausforderungen. Arbeitsabläufe müssen angepasst, Wege neu organisiert und gewohnte Routinen zeitweise unterbrochen werden. Provisorische Lösungen und ein erhöhter Abstimmungsbedarf prägen in solchen Phasen den Alltag. Dies erfordert ein hohes Maß an Flexibilität, Engagement und Teamarbeit.

Mit der Inbetriebnahme der neuen Systeme verändern sich die Arbeitsbedingungen erneut, diesmal jedoch mit klar positiven Perspektiven. Die modernen Geräte ermöglichen effizientere Abläufe, unterstützen die Präzision in Diagnostik und Therapie und tragen dazu bei, Behandlungen für Patienten schonender zu gestalten. Gleichzeitig gehen mit der neuen Technik auch veränderte Anforderungen einher. Mitarbeiter müssen sich intensiv einarbeiten, neue Funktionen erlernen und bestehende Prozesse weiterentwickeln. Fort- und Weiterbildungen sind daher ein zentraler Bestandteil der Modernisierung.

„Viele Teams erleben diesen Wandel als anspruchsvoll, aber zugleich als motivierend. Die Arbeit mit hochmoderner Medizintechnik eröffnet neue diagnostische und therapeutische Möglichkeiten und stärkt das professionelle Selbstverständnis“, weiß Sinning. Und sein Kollege Thomas ergänzt: „Der sichtbare Fortschritt, also die Umsetzung vom medizinischen Bedarf über die baulichen Erneuerung bis hin zur Inbetriebnahme der neuen Anlagen, ist auch ein Ausdruck des gemeinsamen Erfolges aller beteiligten Mitarbeiter des Hauses.“

Die Modernisierung von Radiologie und Kardiologie zeigt damit beispielhaft, wie technologische Weiterentwicklung, bauliche Investitionen und das Engagement der Mitarbeiter ineinandergreifen. Hierzu erklärt Geschäftsführer Pit Zimmermann: „Sie schafft die Grundlage dafür, die medizinische Versorgung am Standort St. Vinzenz auch künftig auf hohem Niveau sicherzustellen und gleichzeitig attraktive, zukunftsorientierte Arbeitsbedingungen zu bieten.“ (K.M.)



Pit Zimmermann (Mitte li.) und Prof. Jan-Malte Sinning (Mitte re.)
mit Mitarbeitern

„Wir können zumindest die Symptome lindern“

Im Cellitinnen-NTC Neurologisches Therapiezentrum erhalten Patienten eine individuelle Fatigue-Therapie.

Die Myalgische Enzephalomyelitis/Chronisches Fatigue Syndrom (ME/CFS) ist eine schwere neuroimmunologische Erkrankung, die oft zu einem hohen Grad an körperlicher Beeinträchtigung führt. Die Betroffenen leiden unter einer erhöhten Erschöpfung, die nicht im Verhältnis zur vorherigen Anstrengung steht.

ME/CFS tritt häufig in Zusammenhang mit Long- oder Post-COVID auf. Heilbar ist die Erkrankung nicht, doch durch die richtige Therapie lassen sich die Symptome verbessern. Der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA) hat im April 2026 die Voraussetzungen für die Verordnungsfähigkeit von vier Wirkstoffen durch eine Ergänzung der Arzneimittel-Richtlinie geregelt. Bei einem der Wirkstoffe bezieht sich die Off-Label-Indikation nicht nur auf Long/Post-COVID, sondern zusätzlich auf ME/CFS. Das bedeutet, der Wirkstoff wird für eine andere Erkrankung eingesetzt als die, für die er zugelassen ist.

Schon während der Pandemie hatte das Cellitinnen-NTC basierend auf den Erfahrungen mit dem Chronischen Fatigue Syndrom das sogenannte Pacing in der Long-COVID-Therapie eingesetzt. Dabei führen die Patienten ein Tagebuch und lernen damit, ihre körperlichen und mentalen Grenzen nicht zu überschreiten. Es dient dazu, die eigenen Belastungsgrenzen zu erfassen, individuelles Training durchzu-



Chefärztin Dr. Pantea Pape führt eine transkranielle Gleichstromstimulation aus

führen und Überforderungen zu vermeiden.

Zusätzlich kommt in der Ambulanten Neurologischen Rehabilitation (ANR) die transkranielle Gleichstromstimu-

lation (tDCS) zum Einsatz. Dabei handelt es sich um ein nichtinvasives Hirnstimulationsverfahren. Der Strom verändert die Erregbarkeit der behandelten Hirnregionen und kann dadurch die Aktivität von Nervenzellen sowie deren Anpassungsfähigkeit beeinflussen. Je nach Zielregion können kognitive Funktionen, Stimmung, Aufmerksamkeit oder motorische Fähigkeiten unterstützt werden.

Zukünftig wird die Kombination aus medikamentöser Behandlung, Pacing und tDCS die therapeutischen Möglichkeiten erweitern. (N.H.)

In Deutschland sind aktuellen Schätzungen zufolge ca. 650.000 Menschen an ME/CFS erkrankt. Die Erkrankung ist seit den 1960er Jahren bekannt, hat aber durch die Corona Pandemie einen starken Anstieg erfahren und ist in der öffentlichen Wahrnehmung deutlich gestiegen.



Auftritt in der Klosterkapelle

Miriam Voices

Was mit einer Idee begann, ist heute ein lebendiger Unternehmenschor der Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria geworden, der sich seit Ende Mai ‚Miriam Voices‘ nennt.

Gestartet ist das Chorprojekt am 12. März 2026 bei einem ersten Kick-Off-Treffen im Mutterhaus der Cellitinnen zur hl. Maria in Köln-Longerich. Aus anfänglicher Neugier wurde schnell Begeisterung, durch die der Grundstein für eine Chorgemeinschaft gelegt wurde. Aus Kolleginnen wurde eine Gemeinschaft, aus einzelnen Stimmen wurde ein Chor. Diese Sängerinnen sind die ‚Miriam Voices‘: Christiane Hermanns, Sabine Schmidt, Marga Ziemnicka, Gabriele Koll-Bock, Marianne Meyer, Helena Bondorf, Danielli Neves Matias Santos, Sr. Magdalena, Nina Breuer, Doris Sistig, Ayana Johnson, Jahnvi Joshi, Jenny Mägdefrau, Heike Benz-müller, Sr. Nicola und Sr. Laurentia unter der Chorleitung von Nadja Pazzini und geistlicher Begleitung durch Dorothy Gockel.

Ein besonderer Meilenstein waren die beiden Chortage am 28.-29. Mai 2026 in Königswinter. Es wurde intensiv geprobt, spirituelle Impulse und Gebete begleiteten die Gemeinschaft, eine gemeinsame Wanderung auf den Ölberg bei schönstem Abendsonnenschein rundete das Programm ab.

Der große Moment folgte am 20.06.2026: Im Mutterhaus der Cellitinnen gaben die ‚Miriam Voices‘ gemeinsam mit dem ‚Bunten Chor‘ nach einer intensiven Generalprobe ein Konzert. Das Programm reichte von Songs von ABBA wie ‚Thank you for the Music‘ über Leonard Cohens ‚Hallelujah‘ bis hin zu ‚Wunder geschehen‘ von Nena, dem irischen Segenslied ‚Möge die Straße‘ und weiteren Liedern. Hoffnung, Sehnsucht, Erinnerung, Freude und Dankbarkeit lagen dicht beieinander und berührten das Publikum.

Am 1. Juli 2026 gestaltete der Chor die heilige Messe der Knechtstedenener Sternwallfahrt mit und bereicherte zum Abschluss der Feierlichkeiten in der Scheune den Reisesegen mit dem Worship-Song ‚The Blessing‘.

Bei den Chorprojekttagen entschieden sich die Teilnehmerinnen mehrheitlich für den Chornamen Miriam. Miriam, die Schwester von Mose und Aaron, zählt zu den eindrucksvollsten Frauengestalten der Bibel. Nach der Befreiung des Volkes Israel aus der Sklavenherrschaft Ägyptens griff sie zur Pauke, stimmte ein Lied an und bewegte weitere Frauen und Männer im gemeinsamen Gesang (vgl. Exodus 15,20-21) auf ihrem Weg ins gelobte Land. Sie gilt damit gewissermaßen als eine der ersten Chorleiterinnen der Bibel. Ihr Gesang steht für Dankbarkeit, Kraft und Freiheit. Genau daran möchte unser Chor anknüpfen.

Aus einem zeitlich begrenzten Projekt ist ein Chor geworden, dessen Geschichte gerade erst beginnt. Neue Sängerinnen und Sänger sind jederzeit willkommen! Interessierte können Kontakt aufnehmen unter dorothygockel@cellitinnen.de oder unter nadja.pazzini@cellitinnen.de. (D.G./N.P.)



↖ Als junge Frau
in Wuppertal



↖ Steine sammeln
mit Tochter Ute am
Strand



↖ Mit Mann Günther
im Strandkorb

(Fast) ein Jahrhundert Leben

Im Rahmen der Reihe ‚Erzählcafé‘ sprach einfachCellitinnen mit Gertrud Brink (97), die ihren Lebensabend im Cellitinnen-Seniorenhaus St. Adelheidisstift verbringt.

Frau Brink, Sie wurden 1929 geboren und können fast auf ein komplettes Jahrhundert zurückblicken. Wenn Sie Ihr Leben Revue passieren lassen: Was waren einschneidende Ereignisse?

Ach herrje, eine Fülle von Ereignissen hat mein Leben geprägt. Wo soll ich nur anfangen?

Lassen Sie uns chronologisch vorgehen. Wo wurden Sie geboren und was sind Ihre ersten Erinnerungen?

Meine Eltern lebten in Altena im Sauerland, berühmt für die erste Jugendherberge, die dort 1914 in der Burg gegründet wurde. Mein Vater war Gemeinderat, meine Mutter Hausfrau. Ich wuchs geborgen in einer Familie auf, die viel Wert auf Bildung legte.

An die Zeit des Nationalsozialismus habe ich nur bruchstückhafte Erinnerungen, ich war ja noch sehr jung. Aber ich kann mich noch an die Synagoge gegenüber unserer Schule erinnern. Dort waren nach 1938 jüdische Mitbürger aus Altena bis zu ihrer Deportation untergebracht – oder besser gesagt, eingeschlossen. Meine Oma, eine Menschenfreundin durch und durch, half ihnen, wo sie nur konnte. Ich weiß noch, dass mein Onkel Fritz, damals Lehrer in Recklinghausen, mit ihr schimpfte: „Mama, du kommst noch ins Gefängnis.“ Aber meine Oma ließ sich von der Gefahr nicht beeindrucken und ignorierte die Bedenken ihres Sohnes. Es kam ihr auch niemand auf die Schliche. Erst später wurde mir bewusst, warum sich mein Onkel so aufgeregt hatte.

Nach der Grundschule wechselte ich auf das Lyzeum (Mädchengymnasium). Gleichzeitig erhielt ich Orgelun-



Dino Kierdorf und Gertrud Brink

terrichtet. Als unser Organist im Krieg fiel, sprang ich für ihn ein. So mussten Hochzeitspaare und Kirchgänger nicht auf die feierliche Orgelmusik verzichten. Wir waren übrigens evangelisch.

Gut erinnere ich mich auch an eine nicht ungefährliche Begebenheit kurz nach Kriegsende. Gegenüber unserem Haus war ein Gefangenenlager für deutsche Soldaten. Mein Vater sah, dass ein Mann entkommen konnte und versorgte ihn mit ziviler Kleidung, denn er trug Uniform. Zur selben Zeit durchsuchten GI's die Häuser nach flüchtigen, deutschen Soldaten. Plötzlich standen zwei Amerikaner bei uns im Flur und diese drei Männer sich gegenüber. Einer der Amerikaner fragte hasserfüllt: „Who is this man?“ (Wer ist dieser Mann?) Aus meinem Mund kam sofort: „My uncle.“ (Mein Onkel). Das war wohl glaubwürdig, denn die Amerikaner zogen unwirsch ab. Erst da wurde mir

bewusst, wie gefährlich die Situation gewesen war und dass ich dem deutschen Soldaten das Leben gerettet hatte. Er hat uns später geschrieben und sich nochmals bedankt.

Wie ging es nach 1945 für Sie weiter?

Ich machte mein Abitur und zog dann nach Wuppertal-Elberfeld, um dort Hauswirtschaft zu lernen. Ich wohnte zur Untermiete in einem Zimmer. Mit den anderen Mitschülerinnen und Mitbewohnerinnen habe ich mich sehr gut verstanden. Mein Praktikum absolvierte ich bei der Wuppertaler Fabrikantenfamilie Huppertsberg. Dort betreute ich sechs Kinder. In den Sommerferien fuhr ich mit ihnen in das Sommerhaus nach Hessen – ohne die Eltern! Das war eine sehr schöne Zeit.

Was haben Sie nach Ihrer Ausbildung getan?

Ich arbeitete für die Großeinkaufs-Gesellschaft Deutscher Konsumgenossenschaften, kurz GEG. Als Antwort



Gertrud Brink kommt immer wieder gerne nach Heisterbach,

auf die beengten Verhältnisse der Nachkriegszeit entwickelten die GEG-Experten standardisierte, raumsparende Einbauküchen. Die GEG hatte Versuchsküchen, in denen Kochkurse für Hausfrauen stattfanden, und ich leitete diese Kurse.

Und irgendwann lernten Sie Ihren ersten Mann kennen und haben geheiratet?

Mein erster Mann Günther kam ebenfalls aus Altena. Er ging auf das Jungengymnasium. Während des Krieges wurde er eingezogen, geriet in Kriegsgefangenschaft, und kam erst 1950 zurück. Da war ich 25 Jahre alt. 1954 haben wir geheiratet, 1959 wurde unsere Tochter Ute geboren. Mein Mann hat in einer Bank Karriere gemacht und ich war Hausfrau und Mutter. Ich habe viel gehandarbeitet, gestickt, genäht und Teppiche geknüpft. Später habe ich Tanzkreise geleitet, bis zu 20 sehr nette Frauen haben bei mir folkloristische und historische Tänze gelernt. Wir sind sogar aufgetreten, das war eine schöne Zeit. Viel zu früh ist mein Mann leider an einem Krebsleiden verstorben.

Wie haben Sie Ihren zweiten Mann kennengelernt?

Oh, Ferdinand und ich kannten uns schon lange. Unsere Familien haben viele gemeinsame Urlaube verbracht. Unsere Kinder sind praktisch zusammen groß geworden. Als seine Frau starb, standen wir beide allein da. Uns verband eine gemeinsame Leidenschaft: Muscheln und Steine. Er war bis zu seiner Pensionierung Professor der Biologie, ich war seine gelehrgste Schülerin. Wir waren seelenverwandt. Ich lektorierte viele seiner Texte.

Mit Anfang 80 zog ich von Remscheid zu ihm nach Sankt Augustin. Wir hatten eine wunderschöne Zeit, haben Reisen nach Spanien, Dänemark und zur Nordsee unternommen. An einen Vorfall erinnere ich mich allerdings: Mitten am Tag wurde ich in unserem Haus überfallen. Ein Nachbar kam mir zu Hilfe, rettete mich und machte den Einbrecher sogar dingfest. Und Ferdi-

... das sie schon als kleines Mädchen mit der Familie besuchte.

Seelenverwandt - Ferdinand und Gertrud



nand? Er saß auf der Terrasse, las Zeitung und hatte nichts mitbekommen.

Nach seinem Tod musste ich das Haus verlassen und bin zurückgekehrt in unser Familienhaus im Bergischen Land, in dem meine Tochter und mein Enkel wohnen. Seit einem halben Jahr wohne ich hier im Cellitinnen-Seniorenhaus St. Adelheidsstift. Bonn und Umgebung sind meine zweite Heimat und Nachbarn von früher aus Sankt Augustin besuchen mich auch.

Wenn Sie Ihrem Leben eine Überschrift geben würden, welche wäre das?

Ich habe so viele interessante und abwechslungsreiche, auch schlimme Jahre erlebt. Eine einzige Überschrift gibt es dafür nicht.

Frau Brink, vielen Dank für das Gespräch! (D.K./S.St.)

Ayse Nagel mit
einem Engel

Kleine Engel, große Wirkung

Wo Fürsorge über den Beruf
hinausgeht und Mitmenschlichkeit
Flügel bekommt.

Eines Tages landete ein ganz besonderes Schreiben im Postfach der Geschäftsführung des Cellitinnen-Krankenhauses St. Franziskus. Nette Menschen hatten einen sehr lieben Brief über eine geschätzte Mitarbeiterin geschrieben. Die Überschrift lautete: „Ein stiller Engel im Krankenhausalltag“. Über die namentlich nicht genannte Kollegin hieß es:

„Sie arbeitet im Krankentransport – ein harter, körperlich wie emotional fordernder Job. Tag für Tag stemmt sie Belastungen, die viele unterschätzen. Und dennoch schafft sie es, für alle da zu sein: Für Patientinnen und Patienten, für Angehörige, für Kolleginnen und Kollegen – ganz gleich welchen Alters, welcher Herkunft oder in welcher Lebenslage sie sind.“

Rätselhaft... Wer mag diese Kollegin sein? In dem Schreiben wurde auf eine Besonderheit hingewiesen. Die Mitarbeiterin verteilt im Krankenhaus kleine Engel.

Nach einigen Nachforschungen war die Kollegin tatsächlich gefunden: Es ist Ayşe Nagel, die im Patiententransport im St. Franziskus tätig ist. Viele Patienten kennen sie. Ayşe, die



alle nur Hazal nennen, hat nicht nur für alle ein Lächeln und ein nettes Wort übrig. Sie hat auch immer ein paar Engel dabei.

Die Engel sind kleine Schmuck-Anhänger, die sie in ihrer Freizeit bastelt. Wann immer ein Patient oder ein Angehöriger etwas Zuspruch braucht, greift Hazal in die Tasche ihres blauen Kasacks und verschenkt einen Glücksbringer.

Die kleine Geste macht einen großen Unterschied. „Neulich hat mich ein kleiner Junge wiedererkannt, dem ich vor zwei Jahren einen Engel geschenkt habe“, strahlt Hazal über das ganze Gesicht. Sie spendet nämlich nicht nur Anhänger, sondern Mut, Zuversicht und Freude.

Wir teilen diese kleine Geschichte sehr gerne mit unseren Leserinnen und Lesern, denn sie zeigt: Engel gibt es überall, nicht nur zu Weihnachten! (I.G.)



Das Gelände war gut gefüllt

Gemeinsam feiern trotz Rekordhitze

Trotz Rekordhitze wurde das Sommerfest der Stiftung der Cellitinnen am Lago Beach in Zülpich zu einem Abend voller guter Stimmung und einem ganz besonderen Moment.

40 Grad, strahlender Sonnenschein und echte Gemeinschaft: Trotz der außergewöhnlichen Hitze machten sich eine Vielzahl der ursprünglich über 3.000 angemeldeten Mitarbeiter auf den Weg nach Zülpich, um bei unserem großen Sommerfest gemeinsam zu feiern. Der LAGO BEACH ZÜLPICH bot mit Sand, See und Palmen erneut die perfekte Kulisse für einen besonderen Abend unter Kollegen.

Die Gesundheit geht vor

Eigentlich sollte der traditionelle Cellitinnen-Lauf den sportlichen Auftakt der Veranstaltung bilden. Doch bei Temperaturen von fast 40 Grad war klar: Die Gesundheit und Sicherheit unserer Teilnehmer haben oberste Priorität. Der geplante Fünf-Kilometer-Lauf rund um den Zülpicher



Rückzugsorte boten Gelegenheit für ruhige Gespräche



Mit Fächer für die nötige Abkühlung



Der Heiratsantrag



Stimmung zu guter Musik

Wassersportsee musste daher in diesem Jahr ausfallen.

Umso mehr freuten wir uns, dass zahlreiche Gäste der Hitze trotzten und aus nahezu allen Einrichtungen und Bereichen unserer Stiftung nach Zülpich kamen. Kühle Getränke und schattige Plätze waren besonders gefragt. Der guten Stimmung tat das Wetter jedoch keinen Abbruch.

Sommerstimmung am See

Bei leckerem Essen und erfrischenden Getränken genossen die Gäste die entspannte Atmosphäre. Das Sommerfest bot die Gelegenheit, Kollegen wiederzusehen, neue Kontakte zu knüpfen und sich abseits des Arbeitsalltags auszutauschen.

Mit der Musik des DJs wurde der Strand schließlich zur Tanzfläche. Während die einen ausgelassen feierten, genossen andere den Blick über den See und die Gespräche in entspannter Runde.

Ein herzliches Dankeschön gilt allen Organisatoren, Helfern und Beteiligten, die das Sommerfest

unter diesen besonderen Bedingungen möglich gemacht haben – und natürlich allen Gästen, die für eine großartige Stimmung am Zülpicher See sorgten.

Ein ganz besonderes „Ja“

Für das emotionale Highlight des Abends sorgte ein Heiratsantrag. Die wichtigste Frage wurde mit einem „Ja“ beantwortet und von den Kollegen mit großem Applaus und zahlreichen Glückwünschen gefeiert. Ein besonderer Moment, der sicher lange in Erinnerung bleiben wird.

Ein Sommerfest, das verbindet

Auch wenn der Cellitinnen-Lauf in diesem Jahr ausfallen musste, zeigte der Abend einmal mehr, was unsere Gemeinschaft ausmacht: Zusammenhalt, persönliche Begegnungen und die Freude daran, gemeinsam eine gute Zeit zu verbringen. So bleibt die Erinnerung an ein außergewöhnlich heißes Sommerfest, viele schöne Begegnungen und ein ganz besonderes „Ja“. (A.H.)



In den Gewächshäusern
der Kölner Flora



Die Samm-
lung Arp in
Remagen



Bitte ein Bit –
Besuch der Brauerei Bitburger



Führung durch das Keramikmuseum



Die Kölner Flora bei strahlendem Sonnenschein

Komm, lass uns was erleben!

Das Kulturprogramm der Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria entführt Bewohner und Mieter einmal im Monat in Museen und Ausstellungen, Klöster und Kirchen oder in die Natur.

Getreu dem Leitspruch „Darf es etwas mehr sein?“ ging es in der ersten Jahreshälfte an den Nürburgring, nach Maria Laach, in den Kölner Zoo und ins Keramikmuseum Westerwald.



Der Kölner Zoo ist immer einen Besuch wert



40 Jahre Grüne Damen in Bayenthal

Seit 40 Jahren sind die Grünen Damen (die seit einiger Zeit nun auch von einem Herrn unterstützt werden) für die Patienten in der Betriebsstelle St. Antonius des Cellitinnen-Severinsklösterchen Krankenhaus der Augustinerinnen und St. Antonius da. Sie schenken ihnen Zeit und

haben ein offenes Ohr für Kummer und Sorgen. Bei Bedarf machen sie auch kleine Erledigungen oder begleiten einen Spaziergang im Krankenhauspark. Mit all dem leisten sie einen wichtigen Beitrag zur ganzheitlichen Versorgung und sind ein lebendiges Zeichen christlicher Nächstenliebe.

IMPRESSUM

4. Jahrgang 3/2026
Auflage: 9.100 Stück/4x jährlich

Herausgeber:

Stiftung der Cellitinnen
Thomas Gäde, Alexander Holubars, Gunnar Schneider

Anschrift der Redaktion:

Stiftung der Cellitinnen
Graseggerstraße 105 - 50737 Köln
Telefon: 02 21/97 45 14 - 17
einfachcellitinnen@cellitinnen.de

Redaktionsteam:

Sabine Stier (S.St.), Susanne Bieber (S.B.), Jens Freiwald (J.F.), Thomas Gäde (T.G.), Iris Gehrke (I.G.), Dorothy Gockel (D.G.), Andrea Hamacher (A.H.), Nicole Hundt (N.H.), Dino Kierdorf (D.K.), Ann-Christin Kuklik (A.K.),

Ronja Läufer (R.L.), Christoph Leiden (C.L.), Eva Lippert (E.L.), Sandra Michaela Lopez-Bravo (S.L.), Katrin Meyer (K.M.), Katharina Möller (K.Mö.), Carsten Noth (C.N.), Dina Nunes (D.N.), Anna Oelsner (A.O.), Izabela Ockenfels (I.O.), Susanne Schulz (S.Sch.), Bianca Streiter (B.S.)

Gastbeiträge:

Lilly Brügggen (L.B.), Christina Gerhards (C.G.), Karin Janz (K.J.), Nadja Pazzini (N.P.), Katja Weber (K.J.)

Verlag & Kreation:

Rheinland Presse Service GmbH, Düsseldorf
Layout: SiMa Design - Michael Sieger, Jenny Becker

Titelfoto:

Getty Images, KI bearbeitet

Druck:

Brochmann GmbH, Essen

Preis:

Unentgeltlich an Bewohner, Patienten, Mitarbeiter, Freunde und Gönner der Stiftung der Cellitinnen

Erfüllungsort und Gerichtsstand:

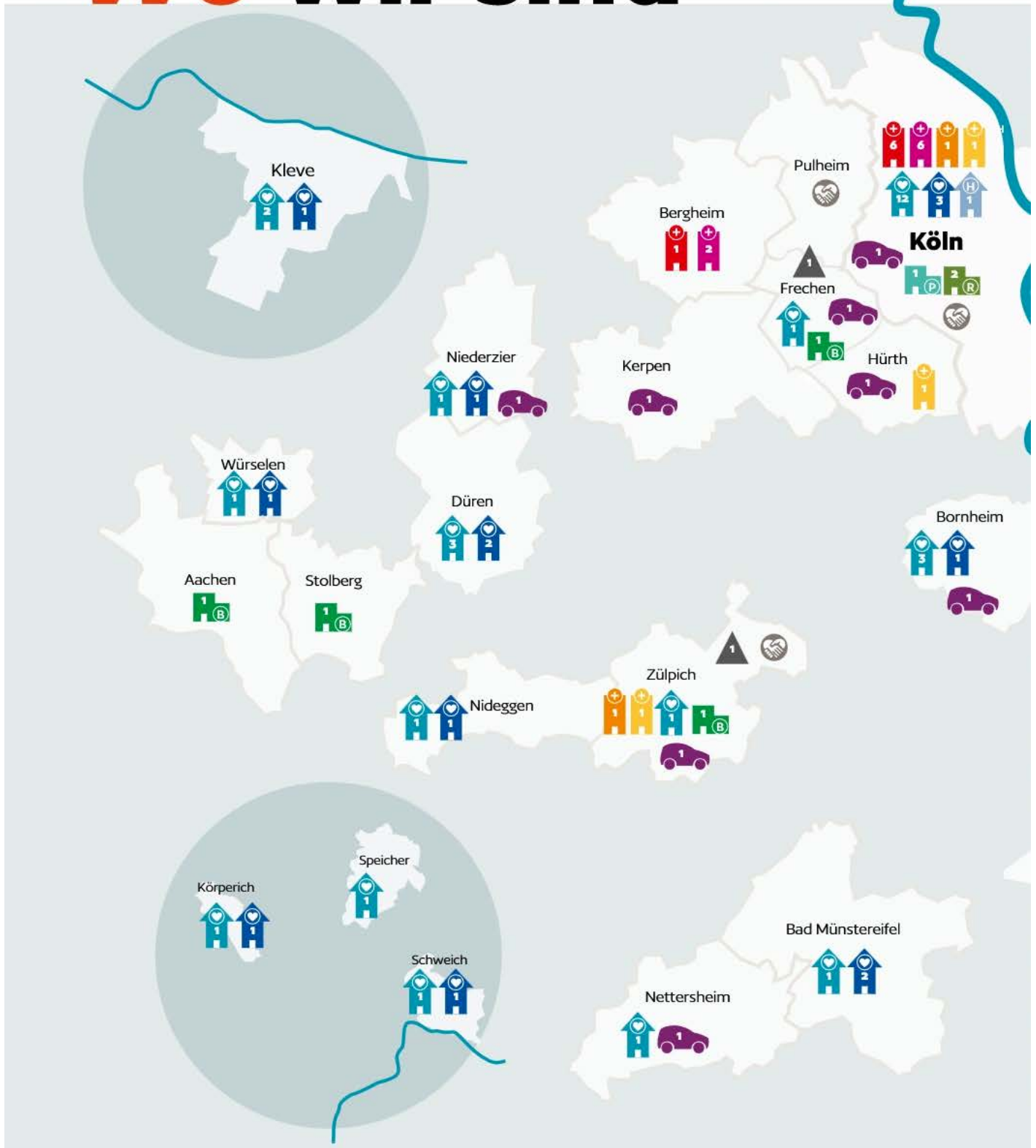
Köln

Anmerkungen der Redaktion:

Die Redaktion behält sich sinnngemäße Änderungen und Kürzungen der geschickten Manuskripte vor. Ein Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers erlaubt.

Aufgrund der besseren Lesbarkeit und der Berücksichtigung aller Geschlechter wird im Text meistens das generische Maskulinum verwendet.

Wo wir sind





Wer wir sind

rund **14.000**
Mitarbeiter in allen Einrichtungen



-  9 Krankenhäuser
-  13 Medizinische Versorgungszentren
-  2 Fachkliniken für Psychiatrie
-  3 psychiatrische Institutsambulanzen mit Tagesklinik
-  38 Seniorenhäuser und Pflegeeinrichtungen
-  21 weitere Angebote für Senioren (Servicewohnen, Tagespflege)
-  1 Hospiz
-  9 mobile Pflegedienste
-  4 Angebote der Behindertenhilfe
-  2 Pflegeschulen
-  3 Reha-Einrichtungen
-  6 Servicegesellschaften
-  3 weitere Angebote (Kita, Gastronomiebetriebe)



Klosterstube Heisterbach

Entdecken Sie die einladende Atmosphäre unserer Klosterstube.
Genießen Sie regionale Köstlichkeiten mit einem traumhaften
Blick auf die malerische Chorrueine.

Wir bieten Ihnen einen umfassenden Service
und freuen uns auf Ihren Besuch!

RESTAURANT • EVENTS • FEIERN • TAGUNGEN



**Auf dem Gelände des
Klosters Heisterbach**

Heisterbacher Straße
53639 Königswinter

02223 702-175
klosterstube-heisterbach.de

Öffnungszeiten

November-März
Di. - So. 10 - 17 Uhr

April-Oktober
Di. - So. 10 - 18 Uhr